Materialien zur Geschichte

Kaspar Hausers

gesammelt und herausgegeben

von dem

Grafen Stanhope.

Heidelberg, 1835.
in der akademischen Buchhandlung von J. C. B. Mohr.

3.

Inhalt.

1) Ueber Kaspar Hauser's Leben. Von ihm selbst geschrieben. Dem Grafen Stanhope mitgetheilt von dem Herrn Präsidenten von Feuerbach. Getreu nach der Urschrift abgedruckt.

2) Auszug eines Briefs des Grafen Stanhope an den königl. baierischen Gendarmerie-Ober-Lieutenant Hickel, datirt München, den 10. Febr. 1834.

3) Auszug eines Briefs des Grafen Stanhope an den Herrn Schullehrer Meyer in Ansbach, datirt Carlsruhe, den 27. März 1834.

4) Notizen über Kaspar Hauser's Geschichte durch den Grafen Stanhope dem Polizei-Rath Merker mitgetheilt.

5) Auszug eines Briefs des Grafen Stanhope an den königl. preußischen Herrn Polizei=Rath Merker in Berlin, datirt Heidelberg, den 14. August 1834.

6) Auszug eines Briefs des Grafen Stanhope an den Herrn Schullehrer Meyer in Ansbach über den Tod des Kaspar Hauser.

Ueber

Kaspar Hauser's Leben.

Von ihm selbst geschrieben.

Dem

Grafen Stanhope

mitgetheilt von dem

Herrn Präsidenten von Feuerbach.

Getreu nach der Urschrift abgedruckt.

Ueber Kaspar Hauser's Leben.

Von ihm selbst geschrieben.

Das Gefängniß, in dem ich bis zu meiner Befreiung leben mußte, war ohngefähr sechs bis sieben Schuh lang, vier breit und fünf hoch. Der Boden schien mir festgestampfte Erde zu seyn, an der Vorderseite waren zwei kleine Fenster mit Holz verschlichtet, welches ganz schwarz aussah. Auf dem Boden war Stroh gelegt, worauf ich zu sitzen und zu schlafen pflegte. Meine Füße waren von den Knieen an mit einer Decke bedeckt. Ueber meinem Lager auf der linken Seite war im Erdboden ein Loch, worin ein Topf angebracht war; es war auch ein Deckel darüber, den ich wegschieben mußte, und immer wieder darüber deckte. Die Kleider, die ich in dem Gefängnisse getragen habe, waren ein Hemd, kurze Hosen, in denen aber das Hintertheil fehlte, daß ich meine Nothdurft verrichten konnte, weil ich die Hosen nicht ausziehen konnte. Die Hosenträger hatte ich auf dem bloßen Leib. Das Hemd war darüber. Meine Nahrungsmittel waren nichts anderes als Wasser und Brod;

an Wasser hatte ich zuweilen Mangel; Brod war immer genug da, ich aß wenig Brod, weil ich keine Bewegung hatte; ich konnte ja nicht gehen, und wußte nicht, daß ich aufstehen könnte, weil mir das Gehen niemand gelehrt hatte; es ist mir nie der Gedanke gekommen, aufstehen zu wollen. Ich hatte zwei hölzerne Pferde und einen Hund, mit denen ich mich immer unterhalten habe; ich hatte Bänder von roth und blauer Farbe, damit putzte ich die Pferde und den Hund, aber manchmal fielen sie herunter, weil ich sie nicht binden konnte. Wenn ich erwachte, lag das Stück Brod neben mir und ein Krüglein Wasser. Zuerst griff ich nach dem Wasser, um meinen Durst zu stillen, dann aß ich Brod, hierauf nahm ich die Pferde und putzte sie eine Zeitlang, dann nahm ich den Hund; war ich mit diesem fertig, so trank ich das übrige Wasser aus, und nahm nochmal die zwei Pferde, that wieder alle Bänder herunter, und putzte sie von neuem, und machte eine Zeit lang so fort. Dann aß ich Brod, ich wollte auch trinken, aber es war kein Wasser mehr darin, da nahm ich den Hund, und wollte ihn putzen, wie die Pferde, aber ich konnte ihn nicht mehr fertig bringen, weil mein Mund zu trocken wurde, ich nahm sehr oft das Krüglein in die Hand und hielt es lange an den Mund, aber es ging niemals Wasser heraus, ich stellte es immer wieder hin, und wartete eine Zeitlang, ob nicht bald ein Wasser kommt, weil ich nicht wußte, daß mir das Wasser und Brod gebracht werden mußte; ich hatte ja keinen Begriff, daß außer mir noch Jemand seyn könnte. Ich habe nie einen Menschen gesehen, auch niemals einen gehört; wenn ich eine Zeitlang gewartet habe, und es ist kein Wasser gekommen, dann legte ich mich rückwärts und schlief ein. Ich erwachte wieder, da ist mein erstes gewesen, nach dem Wasser zu langen, und so oft ich erwachte, war ein Wasser in dem Krüglein, und auch ein Brod da. Das Wasser trank ich beinahe immer aus, dann war mir sehr wohl, ich

nahm die Pferde und machte es gerade wieder so, wie ich's schon erzählte. Gewöhnlich fand ich das Wasser recht gut, aber manchmal war es nicht so gut, und wenn ich getrunken hatte, verlor ich alle Munterkeit, aß nicht mehr, und spielte auch nicht, sondern schlief ein. Wenn ich erwachte, war's einmal so hell, als das anderemal; ich habe niemals eine Tageshelle gesehen, als in der ich jetzt lebe. Als das erstemal der Mann zu mir hereinkam, stellte er einen ganz niedrigen Stuhl vor mich hin, legte ein Stück Papier, und einen Bleistift darauf, dann nahm er meine Hand, gab mir den Bleistift in die Hand, drückte mir die Finger zusammen und schrieb mir etwas vor. Das that er recht oft, bis ich's nachmachen konnte. Dieses zeigte er mir sieben bis achtmal; es gefiel mir sehr wohl, weil es schwarz und weiß aussah; er ließ meine Hand frei, ließ mich allein schreiben, ich schrieb fort, und machte es gerade wie er's mir vorgezeigt hatte, und wiederholte dieses öfter. Wenn der Mann meine Hand losließ, machte ich mir gar nichts daraus und schrieb fort, mir kam kein Gedanke, warum meine Hand alle Festigkeit verlor. In dieser Zeit kann der Mann hinter mir gewesen seyn und mir zugesehen haben, ob ich es nachmachen kann oder nicht; ich hörte ihn nicht kommen, auch nicht fortgehen. Ich schrieb eine Zeitlang so fort, und bemerkte gleich, daß meine Buchstaben den vorgezeichneten nicht ähnlich sind; ich ließ aber nicht eher nach, bis ich die Aehnnlichkeit erreichte. Dann wollte ich wieder trinken, weil ich vor dem Eifer meinen Durst gar nicht so bemerkte; aß ein wenig Brod, nahm die Pferde putzte sie wieder so, wie ich oben erzählt habe. Aber ich konnte sie nicht mehr so leicht putzen, als zuerst, weil mich der Stuhl hinderte, der vor mir über meinen Beinen stand; und machte mir viel mehr Anstrengung, weil die Pferde neben dem Stuhl standen, und ich hatte nicht so viel Verstand, daß ich den Stuhl weggethan, oder die Pferde, auf den Stuhl gestellt

hatte. Da hatte ich viel mehr Durst bekommen, und hatte kein Wasser mehr, sodann schlief ich ein. Als ich erwachte, stand der Stuhl noch über meinen Füßen; mein erstes ist immer gewesen, nach dem Wasser zu langen; darauf aß ich ein Brod, schrieb sodann eine Zeitlang, nahm die Pferde und den Hund, als ich fertig war trank ich mein weniges Wasser aus, aß ein wenig Brod. Dieses wiederholte ich.

Ob ich mit dem Tag erwachte, kann ich nicht angeben, weil ich keinen Begriff von Tag und Nacht hatte. Ich kann auch nicht sagen, wie lang ich schlief, nach meiner jetzigen Vermuthung ziemlich lang, mein Spiel währte immer, so viel ich jetzt bestimmen kann, höchstens vier Stunden. Wie der Mann mir das Schreiben zeigte, sagte er kein Wort zu mir, sondern nahm meine Hand und schrieb mir vor; als er mich bei der Hand nahm, kam mir's nicht in Gedanken mich umzusehen, um den Mann zu erkennen; ich hatte ja nicht gewußt, daß es eine solche Gestalt giebt, wie ich bin. Der Mann kam zum zweitenmal, brachte ein Büchlein mit legte es vor mich aufgeschlagen auf den Stuhl, nahm meine Hand und fieng zu sprechen an, er deutete auf die Pferde hin, und sagte leiß: Roß etliche mal nacheinander; als ich dieses hörte, horchte ich lange, ich hörte immer das nämliche; dann kam mir's in Gedanken, ich solle es auch so machen, ich sagte auch die nämlichen Worte, nahm ein Bändchen mit der linken Hand und sagte nochmal Roß, weil ich mit der rechten Hand nicht hinlangen konnte, die mir der Mann hielt; dann sagte er etlichemal: „dieses merken“ und legte meine Hand auf's Büchlein hin, und zugleich auf die Pferde und fuhr mit hin und wieder. Welches mir sehr wohl gefiel, er sagte dabei: dieses nachsagen, dann bekommst du solche schöne Roß vom Vater. Diese Worte sagte er mir etlichemal vor, ich sagte es nicht nach und horchte sehr lange, und da ich immer dieselben Worte hörte, fieng ich's wieder zum Nachsprechen an; er sagte es vielleicht

noch sieben oder achtmal vor, dann konnte ich's ein wenig deutlicher nachsprechen, wie ich es deutlicher nachsprechen konnte, deutete er nochmal auf die Pferde hin, fuhr wieder so hin und wieder, und sagte: „dieses merken," „den Roß vorsagen, dann darfst du auch so fahren," dieses gefiel mir am allerbesten. Jetzt war meine Hand frei und das Büchlein lag auf dem Stuhl; ich sah immer auf das Büchlein hin, weil es mir so wohl gefiel, da es gerade so aussah, wie mein Papier, worauf ich geschrieben hatte; ich sagte es noch etlichemal für mich allein, ich trank mein weniges Wasser aus, aß ein wenig Brod, fuhr dann mit den Pferden anfangs ganz langsam und ohne Geräusch, wie mir's der Mann gezeigt hatte; sagte auch die Worte zu den Pferden; dabei wurde ich sehr durstig müde und schläfrig und wenn ich kein Wasser mehr hatte legte ich mich rückwärts und schlief ein. Als ich erwachte, lag mein Büchlein noch auf dem Stuhl. Dieses sah ich nicht eher, als bis ich das Wasser getrunken hatte; dann schrieb ich, putzte die Pferde und den Hund; nachher gieng's über das Büchlein, und sagte die Worte, die mir der Mann gelehrt hat, und deutete gerade so auf die Pferde, und sagte auch diese Worte, „dieses merken, du schöne Roß vom Vater bekommst," dann deutete ich in's Büchlein hin, und wiederholte es nochmal, nachdem fuhr ich so hin und wieder, fühlte wieder Durst, trank mein weniges Wasser aus, aß ein wenig Brod, sagte jene Worte noch etlichemal, und fieng zu fahren an; fuhr aber so stark, daß es mir selber wehe that. Da kam der Mann mit einem Stock, schlug mich auf den Arm, welches mir sehr wehe that und weinte; ich war von dieser Zeit an sehr stille und fuhr nicht mehr mit den Pferden. Nachdem ich lange geweint habe, wollte ich trinken, ich hatte kein Wasser mehr, aß mein weniges Brod und schlief ein. Als ich erwachte saß ich auf, und trank mein Wasser, dann legte ich die Bänder ganz leise hin auf die Pferde, wie der Mann

es mir gezeigt hatte, und sagte jene gemerkten Worte zu den Pferden, schrieb wieder, nachdem ich auch eine Zeit lang in das Büchlein dieselben Worte sprach, nahm das Krüglein, trank mein weniges Wasser aus, ich spielte noch eine Zeit lang, ich wurde sehr müde und schläfrig und schlief ein. Ich werde noch etlichemal erwacht seyn, vielleicht noch vier oder fünfmal, bis mich der Mann forttrug. In der Nacht, in welcher der Mann kam, schlief ich recht gut, wie ich erwachte war ich schon angezogen, bis auf die Stiefel, die zog er mir an, setzte mir einen Hut auf, hob mich in die Höhe und lehnte mich an die Wand, nahm meine beiden Arme und legte sie um den Hals. Als er mich aus dem Gefängniß trug mußte er sich bücken, und es gieng einen kleinen Berg hinauf, vielleicht war's eine Treppe; dann gieng es ein Stück weit eben fort, ich fühlte schon große Schmerzen und fieng an zu weinen; jetzt kam ein großer Berg, als ich ein Stück weit hinauf kam, sagte der Mann, du mußt gleich zu weinen aufhören, sonst bekommst du keine Roß. Ich gehorchte ihm, er trug mich noch ein Stück weit, ich schlief ein. Wie ich erwachte, lag ich auf der Erde mit dem Angesicht, dem Boden zugewendet. Ich bewegte mich mit dem Kopf, vielleicht sah der Mann, daß ich erwacht war, er hob mich auf, nahm mich unter den beiden Armen, und lehrte mir das Gehen. Und wie ich zu gehen anfangen sollte, schob er mit seinen Füßen die meinigen fort, um mir begreiflich zu machen, wie ich's machen sollte. Ich werde etliche Schritte weit gegangen seyn, da fieng ich zu weinen an, ich fühlte schon sehr viele Schmerzen an den Füßen, der Mann sagte, „du mußt gleich aufhören zu weinen, sonst bekommst du keine Roß.“ Ich sagte: „Roß,“ womit ich wollte, daß ich bald heim zu meinen Rossen käme, der Mann sagte mir, du mußt das Gehen recht lernen und merken, du mußt auch ein solcher Reiter werden, wie dein Vater ist. Er plagte mich noch immer mit dem Gehen; ich

fieng an zu weinen, weil mir die Füße sehr wehe thaten. Er sagte nochmal jene Worte: „du mußt gleich zu weinen aufhören, sonst u. s. w.“ wenn er vorher diese Worte gesagt hatte, hörte ich immer gleich zu weinen auf; dießmal aber nicht, weil mir die Füße sehr wehe gethan haben; worauf er mich mit dem Angesicht auf den Boden hinlegte, und ich werde eine Zeitlang gelegen seyn, bis ich einschlief. Da ich wieder erwachte, hob er mich in die Höhe und sagte: ich solle das Gehen recht lernen, dann bekommst du schöne Roß, er schleppte mich gerade wieder so fort, wie das erstemal. Ehe der Mann auf dem Wege mir vorzusprechen anfieng, legte er mich sehr oft auf die Erde hin, weil ich immer gleich ermüdet war. Jetzt fieng er an mir vorzusprechen:

»I möcht a söchäna Reiter wären, wie mei Vater gwän is.«

Diese Worte wiederholte er sehr oft: bis ich dieselben recht deutlich nachsprechen konnte.

Ich fieng an zu weinen, weil mir die Füße und der Kopf, besonders aber die Augen schrecklich wehe thaten, ich sagte: »Roß«, womit ich andeuten wollte, man sollte mich heim zu meinen Rossen führen. Der Mann verstand, was ich damit sagen wollte, und sagte: »bald bekommst du schöne Roß vom Vater«; ich fieng an zu weinen, er legte mich nieder aufs Gesicht, ich weinte noch immer fort; er sagte: du mußt gleich zu weinen aufhören, sonst bekommst du keine schöne Roß, und legte mir etwas weiches unter das Gesicht, und ich hörte zu weinen auf, und schlief ein. Da ich wieder erwacht bin, hob er mich auf, schleppte mich fort, und mußte mir noch immer meine Füße mit den seinigen fort schieben, ich konnte noch nicht die Füße allein bewegen. Wenn er mit mir höchstens 20 Schritte weit ge-

gangen war, fieng ich jedesmal zu weinen an, und sagte: »I möcht a söchäna Reiter wären, wie mein Vater gwän is.« Dann sagte der Mann: »wenn du nicht zu weinen aufhörst, so bekommst du keine Roß.« Nun hörte ich eine Zeit lang auf, weil ich meinte, dann würde ich bald zu meinen Rossen heim kommen, ich glaube, es hätte keine sechs Schritte gewährt, so fieng ich schon wieder zu weinen an; er legte mich nieder, und so oft er mich ausruhen ließ, schlief ich aus Müdigkeit ein. Ich erwachte wieder, er hob mich auf, und schleppte mich fort, er sagte mir die Worte: »I möcht a söchäna Reiter wären, wie mein Vater gwän is«, noch sehr oft vor. Vielleicht sind wir sechs bis acht Schritte weit gegangen, fieng es zu regnen an, ich wurde ganz naß, fieng mich sehr stark zu frieren an; ich weinte; weil ich immer mehr Schmerzen fühlte; er legte mich auf die Erde hin in nassen Kleidern, es fror mich sehr, ich konnte nicht einschlafen, weinte eine Zeitlang fort, dann legte er mir wieder etwas weiches unter das Gesicht, und ich schlief unter den größten Schmerzen ein. Wie ich wieder erwacht bin, waren die größten Schmerzen vorüber, er hob mich auf, schleppte mich fort, ich hatte schon so viele Begriffe vom Gehen daß ich die Füße selber aufgehoben und bewegt habe. Dann sagte der Mann, ich solle nur das Gehen merken, »dann bekommst du recht schöne Roß von deinem Vater,« und sagte auch jene Worte: »du mußt auch recht auf den Boden sehen«, worauf er mir zugleich immer den Kopf gegen den Boden neigte, und sagte, »wenn du dieses recht gut so machen kannst, so bekommst du die Roß.« Ich sah ohnedieß niemals in die Höhe, weil mir die Augen schrecklich wehe thaten, er hätte es mir gar nicht zu sagen brauchen, aber desto mehr sah ich auf den Boden. Ich fieng an zu weinen, er legte mich wieder auf das Gesicht, ich weinte noch immer fort; er legte mir etwas weiches unter das Gesicht, und ich hörte auf zu weinen, und schlief

ein. Als ich wider erwachte, da sagte ich: »Roß«, er hob mich auf, schleppte mich fort, ich sagte nochmal jene Worte, womit ich mich ausgedrückt habe, er solle mich heim zu meinen Rossen führen und nicht mehr so wehe thun. Ich gieng vielleicht dreissig Schritte, so fieng ich zu weinen an, ich bekam nach und nach immer mehr Schmerzen im ganzen Leib, besonders an den Augen, im Kopf und Füßen, dann sagte der Mann jene Worte. da hörte ich am ersten auf, weil ich große Sehnsucht nach den Pferden hatte. Er führte mich noch ein Stück weit, da fieng ich schon wieder zu weinen an, und sagte jene Worte. Hierauf sagte der Mann: »jetzt kommst du bald zu deinen Rossen ham;« ich sagte auch dieselben Worte. Er legte mich nieder und ich schlief ein. Wie ich wieder erwachte, sagte ich, »Roß ham«, womit ich mich ausdrücken wollte, mir thun meine Füße sehr wehe, er möchte mich bald zu meinen Rossen heim führen, und mir nicht mehr so wehe thun. Hierauf legte er mich nieder und sagte jene Worte: »Jetzt bekommst du bald Roß, aber zu weinen mußt du aufhören«, mit diesen Worten schlief ich ein. Ich erwachte wieder, er hob mich auf, und schleppte mich fort, und ich sagte jene Worte sehr oft: »ich Roß ham« ich wollte sagen ich kann es mit meinen Füßen nicht mehr so machen, aber er schleppte mich doch fort unter seinen gewöhnlichen Drohungen. Er führte mich wieder fort, ich bekam immer mehr Schmerzen. Dann wurde es auf einmal Nacht, ich weis es mich nicht zu erinnern, daß er mich niederlegte, aber wie es wieder hell gewesen ist, lag ich auf der Erde, ich sagte: »Roß ham«, damit wollte ich sagen, warum thun mir die Augen und der Kopf so wehe, und bekomme so lange meine Roß nicht. Er hob mich in die Höhe und reichte mir Wasser dar, ich trank recht viel und dieses hat mich ganz erquickt; ich hätte schon eher Durst gehabt, aber ich konnte kein Wasser verlangen, weil ich nicht wußte, daß mir der Mann Wasser

geben könne. Wie ich das Wasser getrunken hatte, waren meine Schmerzen viel leichter. Dann schleppte er mich wieder fort, ich konnte auch etwas schneller gehen, so daß nach meiner Meinung es nicht mehr so langsam gieng als anfangs, aber dem Mann muß es doch noch zu langsam gegangen seyn, weil er dennoch immer mit seinen Füßen nachschob. Als ich eine zeitlang gegangen war, kamen wieder sehr viele Schmerzen, ich fieng zu weinen an, und sagte: »Roß ham.« Er tröstete mich: »Jetzt kommst du bald zu deinem Vater«, ich sagte: »Roß ham.« Er legte mich auf die Erde hin, aber ich konnte nicht gleich einschlafen und weinte eine zeitlang und sagte: »Roß ham«, womit ich sagen wollte, warum mir denn immer meine Augen so wehe thun, mit diesen Worten u. s. w. endlich einschlief. Da ich wieder erwachte, hob er mich wieder auf und führte mich fort. Es gieng auch mit dem Gehen etwas besser nach meiner Meinung, weil mich der Mann nicht mehr so fest hielt, ich fühlte auch die Schmerzen nicht mehr so stark unter den Armen, und der Mann sagte: »Du mußt noch besser gehen lernen«; worauf er auch wieder jene Worte sagte: »Du bekommst bald schöne Roß: weil du das Gehen so gut kannst«, worauf er zugleich mit seinen Füßen die meinigen dabei fortschob, und dieses machte er mir verständlich. Ich glaube, er ließ mich ein wenig freier gehen, um zu probiren, ob ich auch allein gehen könne; aber ich glaube, daß ich hingefallen seyn würde, weil ich die Füße nicht mehr vorwärts bringen konnte, und auf beiden Seiten empfand ich einen plötzlichen Schmerzen, der wahrscheinlich daher rührte, daß mich der Mann geschwind ergriff, als ich hinfallen wollte. Ich fieng an zu weinen, er legte mich nieder und sagte jene Drohung, ich hörte auf und schlief endlich ein. Als ich erwachte, war mein erstes Wort: »Roß ham, I möcht a söchäna Reiter wären, wie mei Vater gwän is.« Er hob mich auf, führte mich fort,

ich glaube, daß das Gehen viel besser gegangen seyn muß, weil ich manchmal gar keine Schmerzen unter den beiden Armen fühlte; Ich werde eine Zeit lang gegangen seyn, so fieng es wieder zu regnen an, da ich ganz naß wurde, und sehr viel von der Kälte litte. Ich weinte, er sagte diese Worte etlichemal nach einander: »haben's dich angeschüttet«, ich fieng sie an nachzusprechen: womit ich sagen wollte, es thut mir alles sehr wehe. Er legte mich auf den Boden hin, und ich konnte nicht gleich einschlafen, weil die Kleider ganz naß waren, und sehr viele Schmerzen hatte, er legte mir etwas weiches unter das Gesicht, und endlich schlief ich doch ein. Wie ich wieder erwachte, hob er mich auf, schleppte mich fort, ich empfand noch sehr viele Schmerzen, weil ich ganz naß war, es fror mir auch sehr. Er sprach mir jene Worte immer vor; ich konnte keines nachsprechen, über das lange Vorsprechen gab ich ihm zur Antwort: »Roß ham« u. s. w. wollte ich sagen, warum ich denn es jetzt immer mit den Füßen so machen muß, welches mir sehr wehe thut. Er sagte: »wenn du nicht mehr weinst, dann bekommst du Roß vom Vater, aber das Gehen mußt du recht merken«: Ich fieng wieder an zu weinen, da legte er mich auf den Erdboden und mit den Worten: Roß u. s. w. schlief ich endlich ein. Da ich wieder erwachte, sagte ich jene vorgesagten Worte. Er hob mich auf, schleppte mich fort und sagte: »Jetzt bekommst du deine Roß, aber das Gehen mußt du recht merken.« Er führte mich fort eine Zeit lang, ich fühlte immer mehr Schmerzen, und es wurde auf einmal Nacht, und ich fühlte mich ganz unbewußt. Und wenn ich erwacht bin, sah ich mich auf dem Boden liegend, und war wieder so hell, als es vor der Nacht gewesen ist, er setzte mich auf, reichte mir Wasser dar, welches ich sehr begierig trank, nach dem wurde mir sehr leicht; ich glaubte, es sind die Hälfte der Schmerzen weg. Er gab mir auch Brod, aber ich aß sehr wenig, weil ich keinen Hunger

hatte, oder vielleicht konnte ich vor Schmerzen keines essen, das Wasser, welches er mir nochmal reichte, erquickte mich ganz besonders. Jetzt hob er mich auf, führte mich fort, ich konnte viel leichter gehen, ich hatte es nicht mehr so nöthig auf dem Mann seinen Armen zu liegen. Der Mann lobte mich, »weil du so Gehen gelernt hast, so bekommst du jetzt bald schöne Roß.« Ich konnte ununterbrochen ohngefähr 40 bis 50 Schritte weit gehen, welches mir vorher nicht möglich war. Ich fieng jene gemerkten Worte an zu sprechen, wodurch ich immer meine Ermüdung und Schmerzen ausdrücken wollte; er legte mich nach diesen Worten sogleich auf die Erde hin; ich war sehr müde und schläfrig und schlief sogleich ein. Da ich erwacht bin, hob er mich auf, nahm mich das erstemal unter einen Arm, schleppte mich fort und sprach immer fort die nämlichen Worte, bis ich sie recht gemerkt und deutlich nachsprechen konnte. Er plagte mich so lange, weiter zu gehen, bis ich anfieng zu weinen. Er legte mich auf die Erde hin, und sagte: »du mußt gleich zu weinen aufhören«, u. s. w. ich war sehr ermüdet, und schlief sogleich ein. Ich erwachte wieder, er hob mich auf, führte mich fort. Er legte mich noch etlichemal nieder, um mich ausruhen zu lassen, bis er mir die Kleider wechselte. Er setzte mich auf die Erde hin, ohne daß ich es verlangt hatte, zog mir meine Kleider aus, legte mir andere an, in denen ich in die Stadt Nürnberg kam. Während er mir die Kleider auszog und diese anzog, war er hinter mir, er langte nur vor. Als ich angezogen war, hob er mich auf, wollte mich wieder fortführen, aber ich fieng an zu weinen, und sagte jene gemerkten Worte: womit ich sagen wollte, ich kann nicht mehr gehen, ich bin sehr müde, es thun mir auch die Füße so wehe; dann sagte der Mann: »wenn du nicht gleich aufhörst zu weinen, so bekommst du keine Roß« u. s. w., allein ich hörte nicht auf, bis er mich niederlegte, daß ich ausruhen konnte, ich

schlief ermüdet ein. Da ich erwacht bin, sagte ich jene Worte. Hierauf reichte er mir Wasser, welches mich so sehr erquickte, welches ich nicht beschreiben kann; er hob mich ganz in die Höhe und führte mich fort, und sagte mir immer dieselben Worte vor, bis ich sie recht deutlich nachsprechen konnte. Dann probierte er auch, ob ich noch nicht allein gehen kann, er ließ mich frei und allein und hielt mich nur hinten am Jäckchen. Aber ich würde doch noch etlichemal hingefallen seyn, denn ich konnte einigemal meine Füße nicht mehr vorwärts bringen, und fühlte einen starken Schmerzen an beiden Seiten. Ich fieng an zu weinen, und sagte die gemerkten Worte, womit ich sagen wollte, er solle mir nicht so wehe thun. Er tröstete mich wie immer und legte mich gleich nieder, und ich schlief sogleich ein. Als ich erwachte, sagte ich dieselben gemerkte Worte, damit wollte ich sagen, was denn dieses sey, welches mir immer fort in den Augen so vielen Schmerzen verursachte, und gar nicht aufhörte, wehe zu thun. Er hob mich auf und schleppte mich fort, und sagte: »du mußt das Gehen recht merken«, worauf er mir wieder neue Worte vorzusprechen anfieng. »In dem großen Dorf da ist dein Vater, der giebt dir schöne Roß, und wenn du auch ein solcher Reiter bist, dann hole ich dich wieder.« Jetzt fieng ich wieder an zu weinen, er legte mich nieder, und ließ mich ausruhen. Er hob mich auf, führte mich wieder fort und fieng jene Worte an vorzusprechen; ich fieng sie alle nachzusprechen an. Hierauf sagte er: »dieses merken und nicht mehr vergessen, worauf er wieder andere Worte sprach, und gab mir den Brief in die Hand. »Dahin weisen wo der Brief hie gehört.« »I möcht a söchäna Reiter wären, wie mein Vater gwän is.« Dieses sagte er mir am öftesten vor, bis ich sie deutlich nachsprechen konnte. Ich weinte, er legte mich nieder und ich schlief aus Müdigkeit ein. Da ich wieder erwacht bin, reichte er mir wieder Wasser dar,

ich trank, welches sehr gut war, nachdem hob er mich auf, führte mich fort, worauf er mir immer dieselben Worte vorsprach, und zugleich auch den Brief in die Hand gab, und wenn ein Bu kommt, so mußt du es so machen. Von dieser Zeit an, da er mir die Kleider gewechselt hatte, legte er mich gewiß noch zehnmal auf die Erde hin, um mich ausruhen zu lassen, wobei er immer diejenigen Worte vorsprach, um ja keines zu vergessen. Als mich der Mann stehen ließ und mir den Brief in die Hand gab, sagte er diejenigen Worte nochmal vor, worauf er mich verlassen hatte. Ich stand eine Zeit lang an der nämlichen Stelle, in welcher mich der Mann verlassen hatte, bis derjenige Mann meinen Brief abnahm und mich in das Haus des Herrn Rittmeisters brachte. Als ich in dem Hause ankam, empfand ich von einer starken Stimme, die ich dort hörte heftige Schmerzen in dem Kopf; ich fieng an zu weinen. Der Bediente nahm mich, setzte mich auf einen Stuhl, oder was es war, und suchte mich auszufragen. Doch ich konnte nicht mit andern Worten Antworten geben, als mit denjenigen, die ich gelernt hatte, und welche ich ohne Unterschied gebrauchte, um Müdigkeit und Schmerzen auszudrücken. Er brachte mir hierauf einen zinnernen Teller mit Fleisch und in einem Glase Bier. Der Glanz des Tellers und die Farbe des Biers gefiel mir sehr wohl, aber schon der Geruch verursachte mir Schmerzen. Ich schob es weg. Er wollte es mir aufdringen und ich schob es immer zurück und sagte: m m. Dann brachte er mir Wasser und ein Stückchen Brod; das erkannte ich gleich und nahm es in die Hand, aß und trank. Das Wasser war sehr gut! frisch, daß ich 3 bis 4 Gläser austrank und mich ganz gestärkt fühlte. Dann legte er mich in den Pferdstall und ich schlief ein. Als der Herr Rittmeister nach Hause kam, weckte man mich auf, und wie ich erwachte, war es sehr gut in den Augen, weil es schon ein wenig Nacht gewesen

ist, welches für meine Augen eine große Wohlthat war, man führte mich aus dem Stall heraus. Ich sahe des Herrn Rittmeisters Uniform und seinen Säbel, ich erstaunte und erfreute mich sehr daran, und wollte auch ein solches haben. Ich sagte: »I mögt a söchäna Reiter wär'n, wie mei Vater g'wän is.« Womit ich sagen wollte, man sollte mir ein solches glänzendes schönes geben. Sie fiengen an zu sprechen und so stark daß es mir im ganzen Leib wehe gethan hatte; ich fieng an zu weinen und sagte dieselben Worte. Dann führten sie mich auf die Polizei, welches mein schmerzlichster Weg war, weil die Füße ein wenig ausgeruht waren, und an den Stellen, wo die Blasen gewesen, sind sie sehr empfindlich geworden. Als ich auf die Polizei hie kam, waren sehr viele Menschen da, und ich erstaunte und wußte nicht, was denn dieses sey, welches sich so beweget, und immer so stark sprachen, daß mir der Kopf noch weher gethan hatte, da gaben sie mir einen Schnupftabak, welchen ich in die Naße hie thun mußte, von diesen bekam ich sehr vielen Kopfschmerzen. Ich fieng an zu weinen. Sie plagten mich noch immer mit allerhand Sachen, welche mir schreckliche Schmerzen verursachten, und ich weinte immer fort.

Als ich eine Zeitlang auf der Polizei gewesen war, führten sie mich auf den Thurm. Ich mußte einen sehr hohen Berg hinauf steigen, und sagte zu diesen Polizei-Soldaten: »Ich möcht a söchäna Reiter wär'n, wie mei Vater gwän is«, womit ich meine großen Schmerzen ausgedrückt hatte, und ihn zugleich fragen wollte, was denn dieses gewesen ist, was ich gerade gesehen habe. Er gab mir wohl eine Antwort, welche ich nicht verstanden hatte. Als ich aus dem Thurme kam, mußte ich wieder noch einen größern Berg hinauf steigen, welches die Stiege war. Da hörte ich wieder eine starke Stimme, ich weinte noch immer fort und sagte: »I möcht a söchäna Reiter wär'n, wie mei Va-

ter gwän is.« Er nahm mich, führte mich noch etliche Stiegen hinauf, er machte die Thüre auf, welche einen ganz besondern Laut für mich gab, worüber ich ganz erstaunte, und da konnte ich recht ausruhen. Aber ich weinte eine Zeit lang, bis ich einschlief, weil mir alles sehr wehe gethan hatte, und schlief in größten Schmerzen ein.

Auszug eines Briefs

des

Grafen Stanhope

an den königl. bayerischen

Gendarmerie-Ober-Lieutenant Hickel.

Datirt München, den 10. Februar 1834.

Bald nach meiner Ankunft in dieser Residenz wurde ich von dem hiesigen Stadtgerichte in Folge einer Requisition aus Ansbach, in der Sache von Kaspar Hauser, eidlich vernommen, um im Allgemeinen und über meine »Vermuthungen« Zeugzniß abulegen. Ich sagte in meinem ersten Verhör am 3ten v. M. folgendes:

»Das Vertrauen, welches ich in seine Aufrichtigkeit setzte, ob ich wohl hin und wieder Unwahrheiten bei ihm bemerkt und von andern Personen erfahren habe, wurde erstlich durch den Umstand erschüttert, daß die neuesten Untersuchungen in Ungarn mir zu beweisen schienen, daß seine heftige anscheinende Aufregung, als er die ungarische Sprache, und besonders als er unter Umständen, die seine Aufmerksamkeit erregen mußten, den Namen eines Schlosses und einer Familie in Ungarn hörte, nicht anders, als durch Verstellung zu erklären wäre.«

Darüber habe ich folgendes zu erzählen:

Es ist wohl möglich, sogar wahrscheinlich, daß schon früher, als der Lieutenant von Pirch die Versuche mit Kaspar Hauser in der ungarischen Sprache machte, es ihm bekannt war, daß man ihn für einen Ungarn hielt.

Mehrere Zeitungen, wovon der Justizrath Schmidt von Lübeck (in seinem 2ten Hefte S. 31—37) Auszüge liefert, erwähnten das Gerücht, daß Kaspar Hauser vermuthlich aus Ungarn käme, und den Verdacht, daß die Gouvernante Dallbon eine Mitwisserin wäre. Es scheint aber, daß Kaspar Hauser kein einziges Wort, welches ihm

an der ungarischen Sprache gesagt wurde, übersetzen konnte, wohl aber die vier Worte: Vater, Mutter, mein Lieber, aus der polnischen Sprache, die eine nahe Verwandtschaft mit der Böhmischen haben soll.

Die Versuche, welche der Herr Lieutenant von Pirch und der Dr. Saphir mit Kaspar Hauser angestellt hatten, führten, wie man mir erzählte, zu einem andern, der darin bestund, alle Ungarischen Taufnahmen ihm vorzulesen, um zu bemerken, ob irgend einer bei ihm einen besondern Anklang zu finden schien, und der behauptete, daß Istan (Stephan) der seinige war. Er sagte mir öfters, daß er sich sehr deutlich erinnerte, man habe ihn in seiner ersten Kindheit Istan genannt; und bei vielen Gelegenheiten äußerte er seinem damaligen Vormunde, daß etwas an Istan kommen sollte, daß es aber allen seinen Anstrengungen nicht gelingen konnte, sich dessen zu besinnen. Ich glaubte, daß es vielleicht mein Lieber, mein Kleiner, komm her, sey still, oder etwas dergleichen seyn konnte, und ich ließ durch einen Herrn aus Ungarn, welcher damals in Nürnberg lebte, mehrere Versuche in meiner Gegenwart machen, um dieses zu entdecken. Er verstund keine von diesen Redensarten, glaubte aber, als er das ungarische Wort hörte, welches Roß bedeutet, es zu der Zeit gesprochen zn haben, wo er in dem Thurme wohnte. Bei jedem Versuche mit der ungarischen Sprache kam er in die heftigste Aufregung, die ihm immer Kopfschmerzen verursachte, und schien weder zu sehen noch zu hören, sondern in das tiefste Nachdenken zu verfallen, oder in eine andere Welt versetzt zu werden.

Kaspar Hauser, der gewöhnlich auf seinen Spaziergängen nur einen Polizei-Soldaten mit sich hatte, kam im October 1831 einmal zu mir von zwei Polizei-Soldaten begleitet, und als ich mich über die Ursache dieser Veränderung erkundigte, sagte er mir, daß drei Fremde,

die man für Ungarn hielt, in Nürnberg angekommen wären, und daß sein Vormund ihm aus Vorsicht eine doppelte Wache gegeben hatte. Dieser Umstand mußte natürlicher Weise ihm den Gedanken beibringen, daß etwas Wichtiges von der Ankunft dieser so sehr gefürchteten Fremden zu erwarten wäre, und von ihren Aeußerungen, als er nachher zu ihnen geführt wurde.

Ich besuchte des Nachmittags seinen Vormund, der mir meldete, daß diese Ungarn bei dem Bürgermeister Binder gewesen waren und ihn um die Erlaubniß gebeten hatten, mit Kaspar Hauser allein zu sprechen. Er setzte hinzu, daß sie von dem Bürgermeister an ihn angewiesen wurden, und daß er ungefähr zu der Zeit, als ich ihn besuchte, sie bei sich erwartete. Da sie aber nicht kamen und am folgenden Morgen abreisen wollten, so habe ich den Vormund zu überreden gesucht, sich in ihren Gasthof zu begeben, und zwar aus dem Grunde, weil sie vielleicht gute Absichten hätten und große Entdeckungen machen wollten, daß aber, wenn sie auf eine verdächtige Art sich benehmen sollten, so wäre es doch zu hoffen, daß man dadurch eine Spur zur weitern Nachforschung finden könnte. Er ging auch zu ihnen von einem ungarischen Herrn begleitet, der sich damals in Nürnberg aufhielt, und fand, daß diese drei Fremden ein ungarischer Edelmann, sein Sohn und sein Hofmeister waren, und daß sie den Wunsch hatten, Kaspar Hauser allein zu sprechen, um zu erfahren, ob er die slavische Sprache verstünde, die in einer Gegend gesprochen wird, wo die Gouvernante Dallbon einige Zeit zugebracht hatte und die ihnen sehr gut bekannt war. Kaspar Hauser wurde herbeigeholt und verstund gar nicht slavisch; als man aber ihm in der ungarischen Sprache sagte, Istan geht nach —, ein Schloß, dessen Name ich, wie die übrigen, verschweige, um unschuldige Familien nicht zu beunruhigen, wurde er nicht nur auf das heftigste angegriffen, sondern eigentlich erschüt-

tert, und er sagte mit Bewegungen, die alle andere übertrafen, welche man sonst an ihm bemerkt hatte, „ja, ja, das ist, was ich so lange gesucht habe." Man nannte ihm den Namen einer, in der Nähe des Schlosses wohnenden, Familie, und er schrie mit Entsetzen, „das ist meine Mutter!" Seine Erschütterung war von der Art, daß man um seine Gesundheit besorgt war und ihn unverzüglich nach Hause schickte. Als er dort ankam, war er wie gewöhnlich ganz ruhig und unbefangen, und die einzigen Reste von Aufregung, die ich an ihm bemerkte, waren, daß seine Hand ein wenig zitterte, wenn er später die Lichter putzte. Ich fragte, was die Ungarn ihm gesagt hätten, und er antwortete, „sie haben mir das Wort gesagt, das ich so lange gesucht hatte." „Was war es?" fragte ich wieder. Hier, zu meinem sehr großen Erstaunen, sagte er, „ich weiß es nicht mehr." Es hätte mir freilich als sehr verdächtig erscheinen sollen, daß ein so heftiger Eindruck so bald verlöscht wurde; ich glaubte aber damals, daß er eine Reminiscenz der Namen hätte, und es waren auch andere Umstände, sowohl als die frühern Angaben, in Rücksicht auf die Gouvernante Dallbon, die mich vermuthen ließen, daß ein Ort in der unmittelbaren Nähe des Schlosses, dessen Namen Kaspar Hauser „so lange gesucht hatte", der Aufenthalt seiner Familie wäre. Um diese Hypothese, die eine höchst interessante zu seyn schien, dem Präsidenten von Feuerbach mitzutheilen, und mich mit ihm darüber zu besprechen, ging ich zwei oder drei Tage nachher nach Ansbach, wo ich ihn in großer Verlegenheit fand, indem er mit dem Gebähren seiner Schrift über das „Beispiel eines Verbrechers am Seelenleben des Menschen", beschäftigt war, und eine glückliche Entscheidung noch nicht hatte. Fast ist er in der Schwierigkeit stecken geblieben, eine bedeutende noch immer in seiner Schrift sehr bemerkbare Lücke, nämlich den Zeitraum, den Kaspar Hauser im Thurme zubrach-

te, gehörig auszufüllen. Es war ihm also unangenehm, durch meinen Besuch gestört zu werden, und meine Erzählung, schien bei ihm sehr wenig Aufmerksamkeit zu erregen; doch während einem Aufenthalte von zwei Monaten, die ich später in Ansbach zubrachte, wurde beschlossen, die Sache zu untersuchen. Diese Untersuchung, welche Sie im Februar 1832 anfiengen und mit einer Genauigkeit und Geschicklichkeit führten, die nicht genug zu loben war, lieferte die ganz gültigen, gründlichen Beweise, daß, wie der Präsident von Feuerbach selbst sagte, in Ungarn gar nichts für Kaspar zu suchen oder zu hoffen sey. Ich bekam am 23sten Mai einen sehr ausführlichen Bericht, den Sie mir darüber erstatteten und der mit voller Gewißheit zeigte, daß alle die anscheinenden Rückerinnerungen von Kaspar Hauser nichts als Irrwische waren. Das Schloß, dessen Name er »so lange gesucht hatte«, mußte ihm ganz fremd gewesen seyn, wie auch die Dame, die er für seine Mutter hielt, man wußte in der ganzen umherliegenden Gegend gar nichts von einem verschwundenen Kinde, und der ungarische Edelmann, der im Oktober v. J. nach Nürnberg kam, sagte, es wäre ihm und seinem Sohne augenscheinlich gewesen, daß Kaspar Hauser mit ihnen Komödie spielte, und sie hätten sehr oft darüber gelacht.

Bei der Erwähnung in meinem ersten Verhör des mir ganz unerwarteten Ausgangs Ihrer Untersuchungen in Ungarn, bemerkte ich:

»Ich wurde dadurch veranlaßt, die ganze Geschichte mit den Hülfsquellen, welche mir das so eben angekommene erste Heft der »Mittheilungen« von Daumer dargeboten hatte, sorgfältig durchzugehen und zu prüfen, und ich fand darin viele Umstände, die mir theils physisch unmöglich, theils völlig unglaublich, theils höchst unwahrscheinlich und theils sehr verdächtig erschienen.«

Eine genaue Prüfung der Erzählung von Kaspar Hauser und meine eigene Erfahrung erregten bei mir schon im Herbste 1832 die Zweifel, welche ich damals Ihnen, dem Präsidenten von Feuerbach und dem Appellations-Rath Schumann mittheilte, und gaben mir die feste Ueberzeugung, daß sie in vielen sehr wichtigen Momenten ganz grundlos war und seyn mußte, daß seinen eigenen Angaben, die theils erdichtet, theils entstellt zu seyn schienen, gar nicht zu trauen war und daß man die Wahrheit eben so wenig in dieser Hinsicht als bei den Untersuchungen über seine Herkunft erforscht hatte. Ich vermuthete, daß man bei seiner Entlassung ihm mit Tod gedroht hätte, wenn er etwas erzählen sollte, welches zu einer Entdeckung führen könnte, und daß er also aus Besorgniß für seine persönliche Sicherheit genöthigt würde, die wahren Umstände zu verschweigen. Es schien mir, daß nur nothgedrungene Verheimlichung oder Verstellung der Umstände ihm unter solchen Verhältnissen zu verzeihen und billiger Weise nicht zu verdenken wäre; doch war es mir sehr einleuchtend, daß eine Berichtigung seiner Angaben unumgänglich erforderlich seyn müßte, um mit Erfolg die Untersuchung führen zu können. Je mehr ich die schon längst gehegten Zweifel überlege, je wünschenswerther und wichtiger erscheint es mir, seine Angaben gründlich zu prüfen.

Der erste Zweifel, den ich schon in Ansbach Ihnen äußerte, war, ob er auf die Art und Weise wie er angab und in dem von dem Herrn von Feuerbach beschriebenen Zustande nach Nürnberg kommen konnte, ohne von mehreren Personen bei den Thoren oder auf den Landstraßen bemerkt zu werden?

Der Herr Justizrath Schmidt von Lübeck in seiner Schrift »über Kaspar Hauser« (S. 14 des 2ten Hefts) bemerkt sehr richtig:

»Die Tausende von Einwohnern, die sich auf das Land und in die benachbarten Ortschaften zerstreut hatten, waren eben so viele Wach-Posten, die die nächsten Zugänge zu der Stadt bewachten. Durch einen solchen Cordon rings um die Stadt eine so seltsame und auffallende Contrebande, wie Hauser war, einschwärzen zu wollen, wäre Unvernunft oder Tollkühnheit gewesen, und hätte der Unbekannte es dennoch gewagt, so würde es zu den Wundern gehören, wenn nicht ein Einziger von den vielen Tausenden dieses wahre Spectakelstück sollte bemerkt haben.«

Der Präsident von Feuerbach hielt es für sehr möglich, daß Kaspar Hauser gefahren wäre; in diesem Falle aber mußte er eine deutliche Erinnerung davon beibehalten haben, oder sein Führer müßte ihn immer in einem schlafenden Zustande in und aus dem Wagen gebracht haben, und dieses ist höchst unwahrscheinlich. Man sieht nicht ein, warum sein Führer ihn nicht gleich bei einem der Stadtthore oder auf eine der Promenaden um die Stadt aussetzte, warum er ihn bis in die Nähe des sogenannten »Unschlitt-Platzes« brachte, welcher von jedem Thore der Stadt ziemlich entfernt ist; warum er die Unbesonnenheit haben sollte ihn weiter als für den Zweck eben nöthig wäre zu bringen, wodurch er in die allergrößte Verlegenheit sich gesetzt hätte, wenn Kaspar Hauser aus Müdigkeit hingesunken wäre, welches nach seiner eigenen Beschreibung, öfters auf der Reise geschah. Man nennt aber das keine Reise, was kaum als ein langer Spatziergang zu betrachten wäre, indem er, nach seiner eigenen Aussage, während der ganzen Zeit kein Bedürfniß der Natur verrichtete.

Mehrere Personen haben mir erzählt, daß in demselben Jahre, als Kaspar Hauser in Nürnberg erschien, der Advokat Fleischmann dort starb, und daß man bei ihm in einer Hinterstube seinen Sohn fand, der von seinem

12ten Jahre an bis zu seinem damaligen Alter von 38 Jahren immer darin gelebt, der aber aus langer Gewohnheit sich in diese Abgezogenheit gefügt hatte.

Kann man glauben, daß er so wenig von der Reise sich erinnern konnte, obwohl er alles so genau beschreibt, was gleich nachher im Hause des Rittmeisters, in der Wachtstube und im Thurme geschah?

Der Aufsatz worin Kaspar Hauser alles beschreibt, was unmittelbar nach seinem Erscheinen in Nürnberg vorfiel, ist in den »Mittheilungen« von Professor Daumer (im 1sten Heft S. 47—51) zu finden, und ist eine vollkommene Widerlegung der Behauptung, daß er damals »in einem bewußtlosen thierähnlichen Zustande« sich befand. Unter den mannichfaltigen Beweisen des Gegentheils kann ich auch anführen, was ein General und sein Adjutant, die Kaspar Hauser am dritten oder am vierten Tage nach seinem Erscheinen in Nürnberg besucht hatten, mir neulich erzählten, daß er schon damals nicht gut, aber doch verständlich reden konnte, und daß er drei oder vier Wochen nachher sie gleich wieder erkannte und die Bemerkung machte, daß sie früher Pantalons von einer andern Farbe getragen hätten.

Es war mir sehr auffallend, daß der Schuhmachermeister Weichmann, der Kaspar Hauser neben dem Unschlitt-Platze fand, so wie auch der Bediente des damaligen Rittmeisters (jetzt Majors) von W., beide das Zeugniß gaben, Kaspar Hauser habe mit ihnen gesprochen und daß noch ein dritter Zeuge behauptete, er habe auf die Frage, woher er gekommen wäre? ihm geantwortet, »ich darf es nicht sagen.« Ich glaube auch, daß er es nicht sagen durfte, und es ist sehr wahrscheinlich, daß Kasper Hauser, als er auf die Polizei und gleich nachher in den Thurm geführt wurde, und als die Sache eine bedenkliche Wendung für ihn zu nehmen schien, den sehr richtigen Entschluß faßte,

behutsam in seinen Aeußerungen zu seyn, sich des Vielsprechens zu enthalten und den Ausgang abzuwarten, der bald darauf ihm ganz andere Aussichten darbot. Es ist aber ganz unbegreiflich wie auch ganz unverzeihlich, daß man nicht gleich untersuchen ließ und noch immer nicht untersucht hat, den ganz auffallenden Widerspruch zu berichtigen zwischen der Sprachfertigkeit, welche die zwei ersten Zeugen an ihm bemerkten, und der Sprachlosigkeit, die er später zeigte. Man hat mir die Versicherung gegeben, daß diese beiden Zeugen, die ersten die nach seinem Erscheinen in Nürnberg, die Gelegenheit hatten ihn zu beobachten, ganz unverdächtig wie auch ganz unbefangen waren und gar keine Verbindung miteinander hatten.

Der Professor Daumer erzählt (in der Vorrede zu dem 1sten Hefte seiner Mittheilungen) daß Kaspar Hauser in seine Verpflegung am 16ten Juli 1828 kam, und (S. 1) daß er seine Bekanntschaft ungefähr »drei Wochen« früher machte, das heißt, am Ende Juni oder Anfangs Juli. Was waren aber die Berichte, die man über ihn abstattete, was waren die Bemerkungen, die man über ihn machte, in dem vorhergehenden Monat Juni, in einer Epoche der größten Wichtigkeit für seine Geschichte? Warum ließ der Präsident von Feuerbach nicht den ganzen Bericht, und nur einen Auszug desselben, drucken, welchen der erfahrene und sehr verständige Gefängnißwärter Hiltel eingegeben hatte? Was waren auch die Aussagen des Polizei-Soldaten Bleumer, der ihn in den ersten Zeiten auf der Straße begleitete? Er bekam später als Begleiter den Polizei-Soldaten Wimmer.

Die Beschreibung, welche Kaspar Hauser von seiner Einkerkerung machte, schien mir in mehreren sehr wichtigen Umständen, und zwar in den folgenden, ganz unglaublich zu seyn.

Kaspar Hauser gab mir öfters die Versicherung, daß

er, so lange als er in seinem Gefängnisse war, immer gesessen und niemals sich ausgestreckt oder auf die Seite gelegt hätte. Nach seiner Beschreibung soll die einzige Veränderung in seiner Stellung darin bestanden haben, daß er wachend ganz aufrecht saß, und schlafend auf einen hinter ihn gelegten Bündel Stroh sich anlehnte. Ich überlasse es dem Urtheile der Welt, ob er nach vieljährigem Sitzen dieser Art noch hätte stehen oder gehen können? ob er nicht dadurch ganz verkrüppelt gewesen wäre? ob seine Beine, wenn man ihn aufrichtete, nicht hätten unter ihm brechen müssen?

Wären nicht durch vieljähriges Sitzen die immerfort berührten Theile des Körpers wund gerieben worden, wie es oft bei Personen geschieht, die lange das Bett hüten, und immer in derselben Stellung liegen müssen?

Kaspar Hauser behauptete, daß er in seinem Gefängnisse nie einen Laut hörte; doch erzählte er, daß er Schläge bekam, als er beim Hinrollen seiner Pferde zu viel Lärm gemacht hätte. Wenn aber ein solcher Lärm draußen zu hören war, und er deßwegen bestraft wurde, so hätte er darinnen einen noch stärkeren Lärmen, wie z. B. den des Donners, wohl bemerken müssen. Darüber giebt der Professor Daumer eine Erklärung, die mir gehaltlos zu seyn scheint, er sagt nämlich (in einer Anmerkung, S. 28 des 1sten Hefts):

»Das geringe Thun, auf welches er gewaltsam beschränkt, in welches seine durch Einsperrung, Anfesselung und Opium gebändigte Kinderseele gebannt worden war, reichte damals hin, seine Sinne von äußern Eindrücken abzuschließen.«

Nach dieser Erklärung wäre also Kaspar Hauser als ein zweiter Archimedes zu betrachten, der in die Lösung eines Problems zu vertieft war, um zu vernehmen, daß die Stadt, die er bewohnte, mit Sturm erobert wurde. Gerade

das Gegentheil wird bei Kindern wahrgenommen, und jedermann weiß aus Erfahrung, wie schwer es hält, ihre Aufmerksamkeit zu fesseln, besonders bei Sachen, an welche sie gewöhnt sind.

Nach einer vieljährigen Einsperrung in einem dunkeln Orte hätte er wohl »in einen thierähnlichen Zustand«, und zwar in den Zustand eines Nachtvogels, verfallen müssen.

Wie kam es, daß Kaspar Hauser, als er beim ersten Unterrichte im Schreiben, seine Hand von dem Manne, der hinter ihm war, ergriffen fand, sich nicht umsah, welches unter ähnlichen Umständen jedes Thier thun würde?

Er behauptete aber, ihn niemals im Gesichte gesehen zu haben, und erzählt in seiner eigenen Lebensbeschreibung, die der Präsident von Feuerbach nicht drucken ließ, indem er sagte, daß sie Anlaß zu Zweifeln geben könnte:

»als er mich bei der Hand nahm, kam mir's nicht in Gedanken mich umzusehen, um den Mann zu erkennen; ich hatte ja nicht gewußt, daß es noch eine solche Gestalt giebt, wie ich bin.«

Als er bei dem Professor Daumer wohnte, brach er gleich ab, sobald Fragen an ihn gerichtet wurden über den Mann »bei dem er immer gewesen«, und sagte: »Sie plagen mich so sehr mit Fragen, daß ich Kopfweh bekomme.« Dieß erzählte mir neulich ein sehr geistreicher, ganz glaubwürdiger Mann, der ihn damals öfters sah.

Wie hat er sagen können, »der Mann, bei dem ich immer gewesen, hat mich gelehrt, daß ich thun müßte, was man mich heißt« (wie der Präsident von Feuerbach S. 75 erzählt), wenn dieser Mann niemals mit ihm, während der Einkerkerung, gesprochen hätte?

Als ich Kaspar Hauser auf diesen auffallenden Widerspruch aufmerksam machte, gab er mir zur Antwort »ich habe es nicht gesagt.«

Kaspar Hauser erzählte mir ferner, daß der Mann,

bei dem er immer gewesen, gar nichts zu ihm sprach, bis er auf der Reise war; er meldet aber in seiner schriftlichen Lebensbeschreibung, daß der Mann, während der Einkerkerung, ihm sagte:

»dieses merken,«

»dieses nachsagen, dann bekommst du solche schöne Roß vom Vater,«

»du Roß vorsagen, dann darfst auch so fahren,«

und daß er ihm auf der Reise sagte:

»du mußt gleich zu weinen aufhören, sonst bekommst du keine Roß,«

»du mußt das Gehen recht lernen und merken, du mußt auch ein solcher Reiter werden wie dein Vater ist,«

»bald bekommst du schöne Roß vom Vater,«

»du mußt auch recht auf den Boden sehen,«

»wenn du dieses recht gut so machen kannst, so bekommst du die Roß,«

»jetzt kommst du bald zu deinen Rossen ham,«

»jetzt kommst du bald zu deinem Vater,«

»du mußt noch besser gehen lernen,«

»du bekommst bald schöne Roß, weil du das Gehen so gut kannst«

»haben's dich angeschüttet,«

»weil du so gehen gelernt hast, so bekommst du bald schöne Roß,«

»in dem großen Dorf, da ist dein Vater, der giebt dir schöne Roß, und wenn du auch so ein Reiter bist, dann sehe ich dich wieder,«

»dieses merken und nicht mehr vergessen,«

»dahin weisen, wo der Brief hin gehört,«

»wenn ein Bu kommt, so mußt du es so machen.«

Diese Erinnerungen von Kaspar Hauser bestätigen nicht die Behauptung, daß er in einem »bewußtlosen thierähnlichen« Zustande zu Nürnberg ankam, wohl aber die

Meinung; welche der Präsident von Feuerbach gegen mich äußerte, daß die Beschreibung Zweifel erregen könnte.

Kaspar Hauser selbst erzählt auch in seinem Aufsatze, daß er, gleich nach seiner Ankunft in dem Thurme, folgende Sätze ausgesprochen hat:

(S. 51, 52, 53) »dahi weis wo Brief highört,«

(S. 54, 55) »Roß ham,«

(S. 55) »in groß Dorf da ist dei Vatter.«

Der Professor Daumer erzählt (S. 25), daß Kaspar Hauser auch folgende Sätze von seinem Führer gelernt hatte:

»We Reiter bis wie Vater da ham reisen,«

»dich anschütt,«

»da dei Nam Kaspar Hauser,«

»du schö Roos komm Vater.«

Der Präsident von Feuerbach meldet nur drei Sätze:

»I möcht ah söchene Reiter wern wie Vater is,«

»ham weisen,«

»nicht weiß.«

Eine Einkerkerung, die in dem bewußtlosen Zustande der ersten Kindheit angefangen hätte, ist nicht denkbar, und später hätte sie einen sehr tiefen, schmerzvollen, unverlöschbaren Eindruck auf Kaspar Hauser machen müssen. Doch glaubte er sich Sachen zu erinnern, die keineswegs einen solchen Eindruck machen konnten, wie z. B.: daß er von seiner Amme in einer vor dem väterlichen Schlosse liegenden Allee, getragen wurde, daß er in den Schlosse mehrere Portraits gesehen hatte, von denen man in meiner Gegenwart ihm Kupferstiche zeigte, daß er sogar zwei Herren, deren Bildnisse dabei waren, persönlich gekannt hatte, nämlich einen Bürgermeister, der eine goldene Kette um den Hals trug, und einen andern, der »nicht immer gut« gegen ihn war. Der Präsident von Feuerbach glaubte, daß dieß alles eine Wirkung der Einbildungskraft war, und nicht Verstellung.

Der Präsident von Feuerbach bestrebt sich sehr zu beweisen, daß die körperlichen und geistigen Eigenthümlichkeiten von Kaspar Hauser seine Geschichte bestätigen.

Wenn man aber auch alles als richtig und zuverlässig annehmen sollte, was über die besondern körperlichen Fähigkeiten von Kaspar Hauser berichtet wird, so bleibt doch eine sehr wichtige Frage, ob solche als Folgen einer langen Einkerkerung, die sonst keine ähnliche Resultate liefert, anzusehen wären? oder ob man sie nicht vielmehr als eigenthümlich betrachten soll? und ob nicht diese durch eine sehr hohe, krankhaft erzeugte, Reitzbarkeit der Nerven gesteigert worden wären? Darüber mögen die Mediciner entscheiden. Eine philosophische und psychologische Prüfung der Angaben wäre nicht nur sehr zweckmäßig, sondern auch höchst erforderlich gewesen; andere Versuche aber, welche die Glaubwürdigkeit der Angaben vorauszusetzen schienen, mußten als natürliche Folge bei Kaspar Hauser den Wunsch erregen, oder nähren, Aufsehen zu machen, und ihm auch Winke geben, wie dieses zu erreichen wäre.

Die besondere Beschaffenheit der Kniee hat, nach den Meinungen einiger Aerzte, mit denen ich darüber sprach, nicht durch vieljähriges Sitzen entstehen können, und wäre also als eine ursprüngliche zu betrachten.

Hat Kaspar Hauser »in drei Wochen« alles lernen können, was der Professor Daumer (S. 1 des 1sten Hefts) erzählt?

Er sagt nämlich, daß Kaspar Hauser durch häufige Besuche in dem Thurme sehr gestört wurde, und setzt hinzu: »gleiwohl lernte er in drei Wochen nothdürftig Lesen, Zählen; Zahlenreihen aussprechen, Addiren und Subtrahiren; machte Fortschritte im Schönschreiben, und lernte ein einfaches Musikstückchen auf dem Clavier.«

Hat nicht Kaspar Hauser aus den Gesprächen, denen

er beiwohnte, und die man glaubte, daß sie ihm unverständlich wären, Winke genommen, die er zu benutzen wußte?

Im Jahre 1817 oder 1818 erschien auf der südwestlichen Küste von England eine Betrügerin, die nicht weit davon gebürtig war, die zwei Jahre lang, als Mannsperson verkleidet, in einem Pachthofe gedient hatte, und die nachher mit einigen Ziegeunern Bekanntschaft gemacht hatte. Unter dem Namen von Caraboo erschien sie als eine Indianerin, die eine ganz unbekannte Sprache und Schrift hatte. Bei ihrer Ankunft sah sie sehr ermüdet aus, ihre Hände zeigten, daß sie an harte Arbeit nicht gewöhnt war, sie aß kein Fleisch, wollte nur Wasser trinken und hatte den größten Abscheu vor Wein oder geistigen Getränken; sie war in ihrem Anzuge außerordentlich nett, in ihrem Betragen sehr sittsam, und ihre Lebensart war so einnehmend, daß sie den Verdacht der Betrügerei entfernte. Nachdem aber ihre Betrügerei durch einen mir bekannten englischen Arzt entdeckt wurde, erzählte sie, daß sie ohne Vorbereitung diese Rolle gespielt hatte, welche sie durch die verschiedenen Aeußerungen lernte, die man in ihrer Gegenwart machte, und die man glaubte, daß sie ihr unverständlich seyen.

Der angebliche Mordversuch von K. Hauser in Nürnberg schien mir mehrere sehr verdächtige Momente zu enthalten.

Er hatte »erst nach dem Vorfall mit Bestimmtheit« sich über die Ahnung des Mordversuchs geäußert, wie der Professor Daumer sagt (S. 57 des 1sten Hefts).

»Er hatte bestimmt die Vorstellung von Erschlagenwerden (nicht z. B. von Erstochenwerden)« wie der Professor Daumer sagt (S. 58 des 1sten Hefts).

Nachdem Kaspar Hauser das 1ste Heft des Justizraths Schmidt von Lübeck gelesen hatte, worin er (S. 17) die Meinung äußerte, daß, wenn Kaspar Hauser eine solche Feinheit des Geruch-Organes hätte,

„so kann er auch den Unbekannten, wenn derselbe in

der Nähe, oder gar im Hause versteckt war, gar füglich gerochen haben,"

sagte er zu mir gleich darauf, dieses wäre wirklich der Fall gewesen. Er hatte, so viel ich es erfahren konnte, niemals früher etwas davon gemeldet; seine Phantasie blieb doch immer rege, wie auch seine Gewandtheit, jeden Wink zu benützen.

Er rief, als er in dem Abtritte war, „man sollte die Hausthüre öffnen, da man die Glocke gezogen," wie der Professor Daumer sagt (S. 61 des 1sten Hefts).

Der Präsident von Feuerbach aber sagt (S. 132), daß „der leise Ton der Hausthürglocke nicht vom Anschellen, sondern vom unmittelbaren Berühren der Glocke selbst herzurühren schien."

Nach der Beschreibung des Professors Daumer (S. 61 des 1sten Hefts) soll der Mann so gestanden haben, „daß er die Mauer und den Abtritt im Rücken hatte und den Streich rückwärts mit der linken Hand führen mußte."

Kaspar Hauser will bemerkt haben, daß der Mann „ganz neue Stiefel" trug. Diese aber waren hinter der spanischen Wand nicht sichtbar, und als der Mann mit einem Mordinstrumente in der Hand vor ihm stund, mußten seine Augen darauf gerichtet werden, ohne die Kleidung des Mannes genau beobachten zu können.

Kaspar Hauser sagte mir, daß er auch bemerkt hätte, der Mann trüge einen Ring am Zeigefinger, da eine Erhöhung der Handschuhe zu sehen war.

Wenn Kaspar Hauser der rechtmäßige Erbe eines hohen Standes oder eines großen Vermögens gewesen wäre, und man auf diese Art seine Geschichte zu erklären suchte, so darf man wohl vermuthen, daß der Verbrecher, welcher ihn dieses oder jenes beraubt hatte, unter seinen Verwandten und Umgebungen Feinde haben mußte, die, um ihren Verdacht entweder zu heben, oder zu bestätigen, nachge-

fragt haben würden, sobald als die Erzählung ihnen zur Kenntniß kam; wenn aber Kaspar Hauser in solchen Verhältnissen nicht gewesen wäre, so könnte man schwerlich eine Hypothese aufstellen, um die Sache begreiflich zu machen.

Die Meinungen sind gar nicht einleuchtend, wenn sie auch von einem Arzte ausgesprochen würden, daß die lange Einkerkerung von Kaspar Hauser durch die ungewöhnliche Größe seiner Leber zu beweisen wäre;

daß seine frühere Ernährung mit Brod durch die Beschaffenheit seiner Galle zu beweisen wäre, und

daß sein früher Mangel an geistiger Thätigkeit, und die gehemmte Ausbildung seines Gehirns durch die Kleinheit und den thierähnlichen Zustand dieses Organs zu be-Beweisen wären.

Es würde mir nicht geziemen über solche Gründe zu urtheilen, ich würde aber als Frage aufstellen:

Ob die Größe seiner Leber nicht auf eine sehr einfache Art zu erklären wäre, da er viel aß und sich sehr wenig Bewegung machte?

Ob eine sehr große Leber nur bei denjenigen Menschen zu finden sey, die lange eingesperrt waren?

Ob die Beschaffenheit seiner Galle nicht etwa von der Gelbsucht herrührte, womit er nach seiner Verwundung befallen wurde?

Ob diese Beschaffenheit sich in den letzten fünf und einem halben Jahre nicht sehr viel verändert habe, und ob daraus gefolgert werden könnte, wie er vor diesem Zeitraum gelebt hatte?

Ob eine ähnliche Beschaffenheit der Galle bei den meisten Menschen, deren Hauptnahrung in Brod besteht, zu finden wäre?

Und ob die Kleinheit und der thierähnliche Zustand seines Gehirns ihn verhinderten, ausgezeichnete Geistes-Fähigkeiten zu besitzen?

Seine Geschicklichkeit, seine Unerschrockenheit und seine Unermüdlichkeit als Reiter, stehen in offenem Widerspruche mit seiner vieljährigen Einkerkerung. Der Professor Daumer, der auf die Zeugnisse des Stallmeisters v. Rumpler und des Professors Wurm zu Nürnberg sich beruft, bemerkt in einem Aufsatze (der in der allgemeinen Zeitung den 5ten d. M. erschien):

Kaspar Hauser

„erlernte zwar das Reiten zur Verwunderung leicht und schnell, aber mußte es doch sichtlich erst erlernen, und zeigte sich nicht als einer, der sich diese Fertigkeit schon erworben hatte, ehe man ihn zu Nürnberg auf's Pferd brachte."

Ein Professor, der in Nürnberg Gelegenheit hatte, ihn reiten zu sehen, sagte mir, als ich mit ihm über diesen Aufsatz sprach, daß Kaspar Hauser, nachdem er schon einen Monat oder sechs Wochen hindurch Unterricht in der Reitkunst genommen hätte, sich noch immer so plump und ungeschickt benehme, daß die andern Schüler ihn auslachten, daß er aber ein sattelfester Reiter wäre. Ohne einen solchen Unterricht hätte er nicht ein schulgerechter Reiter seyn können, und „mußte es sichtlich erst erlernen," es ist aber die Frage: ob es ohne eine frühere Uebung ihm möglich gewesen wäre, sobald ein sattelfester und unerschrockener Reiter zu werden? Durch seine eigene Aussagen erfuhr man, daß er sich niemals wund ritt, oder Lähmung in den Schenkeln empfand, doch waren vielleicht diese unverbürgten, sehr unwahrscheinlichen Angaben nur Erdichtungen, um Aufsehen zu erregen.

Wenn er am Leben geblieben wäre, so würde ich, mit Genehmigung der königlich Bayerischen Regierung, ihn durch einen der ersten Rechtsgelehrten in Deutschland haben prüfen lassen, und hätte dieses zu keinem Resultate geführt, so würde ich ihm doch bewiesen haben, daß es ganz

unmöglich zu seyn schiene, die Verhältnisse seiner Familie jemals zu ermitteln, wenn er nicht die wahren Thatsachen angeben wollte oder konnte, und daß die Untersuchung sonst gar keinen Anhaltspunkt hätte, als die Handschrift des mitgebrachten Briefs.

Es ist noch immer nicht zu spät auf die ersten Zeugen zurückzukommen, wie der Herr Polizei-Rath Merker in seinen „Betrachtungen" (S. 173) es anrieth, und er bemerkt ganz richtig, „nur aus dieser Quelle ist zu schöpfen."

Die Bekanntmachung der ersten polizeilichen Acten, die er schon lange begehrte, und die von den gerichtlichen, oder denjenigen, welche auf die Untersuchung Bezug haben, wesentlich verschieden sind, hätte von der allergrößten Wichtigkeit seyn können, und war, wie es mir scheint, bei einem billigen und vernünftigen Verfahren, nicht zu verweigern. Niemand hat den Wunsch geäußert, welcher sehr unbescheiden und unsinnig wäre, etwas über die gerichtlichen Untersuchungen zu erfahren, aber die Vernehmungen und Beobachtungen, wodurch Kaspar Hauser psychologisch zu beurtheilen wäre, sind der Art, daß man sie ohne Bedenken der Welt mittheilen könnte, und um die Wahrheit zu erfahren, mittheilen sollte, indem die Behörden nicht wünschen können, die Thatsachen entweder zu verdrehen oder zu verheimlichen, und dadurch die Geschichte zu verfälschen. Eine genaue Prüfung der Geschichte wäre um desto mehr wünschenswerth und wichtig, weil der Präsident von Feuerbach mir mehrmals sagte,

»wenn man die Nürnberger Acten liest, so muß man denken, daß Kaspar Hauser ein Betrüger ist,«

und zuweilen hinzufügte,

»man sollte sie verbrennen.«

Obwohl ich weder auf gerichtliche Art, noch mit der dazu erforderlichen Geschicklichkeit eine solche Untersuchung

führen konnte, so bin ich doch sehr begierig, von den ersten Zeugen, und zwar aus ihrem eigenen Munde, zu erfahren, wie Kaspar Hauser sich anfangs benahm, was er that und sprach, und wie er, gleich nach seinem Erscheinen in Nürnberg, ihnen vorkam.

Sollte es sich bestätigen, daß Kaspar Hauser viele Monate hindurch nicht nur abgeneigt, sondern auch unfähig war, andere Nahrungsmittel als Brod und Wasser zu nehmen; so würde meines Erachtens dieser Umstand allein wo nicht beweisen, doch wenigstens andeuten, daß er bisher eine ganz ungewöhnliche Lebensart geführt hätte, und die kaum zu erklären wäre, wenn man auch annehmeu sollte, daß »der Mann, bei dem er immer gewesen,« ihn auf diese Weise erzogen hätte, nämlich als Vorbereitung zu seiner Bestimmung, Reiter zu werden, indem ein Soldat sich hauptsächlich mit Brod ernährt, und sich besonders empfehlen würde, durch seine Enthaltsamkeit von geistigen Getränken.

Wenn er nicht eine eigenthümliche Erziehung oder eine sehr ungewöhnliche Lebensart gehabt hätte, so wäre es schwer zu begreifen, und es gehörte zu den wunderartigen Begebenheiten dieser Zeit, wie er in einem Alter, welches eine lange Erfahrung nicht gestatete, und bei seinem Mangel an Kenntnissen, eine solche Rolle immerfort und Jahre lang hätte spielen können, ohne sich zu verrathen, und ohne von den vielen, theils gelehrten und geistreichen Menschen, die ihn beobachteten, entdeckt zu werden. Er vermied zwar so viel als möglich den Umgang mit denen, die ihn ausfragen und seine Erzählung prüfen wollten, und sobald er diese Absicht bemerkte, suchte er solcher Neugieriger los zu werden, wie mir, noch eher als ich seine Bekanntschaft machte, von einem ganz glaubwürdigen, sehr angesehenen Rathsherrn in Nürnberg erzählt wurde, der viel Wohlwollen für ihn empfand; dieser Umstand hätte mir schon damals bedenklich erscheinen sollen.

Auszug eines Briefs

des

Grafen Stanhope

an den königl. Preußischen

Herrn Polizei-Rath Merker

in Berlin.

Datirt Heidelberg, den 14. August 1834.

Sie wissen, daß die Entdeckung von Betrügereien als ein Dienst, den man allen seinen Mittmenschen leistete, früher betrachtet wurde, daß aber jetzt diejenigen angefeindet werden, die über das wundervolle Mährchen des »Findlings von Nürnberg« Zweifel äußern. Sie, der Sie zuerst die Ehre hatten, Ihre lange Erfahrung, Ihre vielseitigen Kenntnisse, Ihre überall hochverehrten Talente und Ihren ausgezeichneten Scharfsinn zu der Prüfung seiner Erzählung anzuwenden, und auch hierin sich rühmlichst auszuzeichnen, sind verschrieen worden. Ich, der für meine Pflicht es hielt, öffentlich zu gestehen, daß ich getäuscht wurde und irrige Meinungen gefaßt hatte, bin von einem gewissen Staatsrath »der Feind und Verfolger von Kaspar Hauser« genannt. Doch hat sein erster Pflegvater vor der Welt das Bekenntniß abgelegt, daß an K. H. »Lüge und Verstellung zur andern Natur wurden«, und schon im Jahre 1830 erklärte feierlich sein damaliger Vormund, daß er an ihm »handgreifliche Lügen« bemerkt hatte.

Früher war man der Meinung, die man vielleicht bei der jetzigen Aufklärung als ein verjährtes Vorurtheil anzusehen geneigt ist, daß ein Lügner nicht glaubwürdig sey, und daß seine Aussagen gar kein Gewicht hätten, wenn sie nicht durch unverwerfliche Zeugnisse bestätigt würden. Man hat bewiesen, daß K. H. viele, sogar seine nächsten Umgebungen und seine besten Freunde, betrogen hat, doch halten einige noch immer sein Zeugniß als vollgültig, bei einer Erzählung, welche nicht durch einen einzigen Zeugen unter-

stützt wird, welche in ihren wesentlichen Momenten dem Laufe der Natur zuwider ist, und welche die unverkennbarsten Merkmale der Falschheit an sich trägt.

Man hat freilich behauptet, daß seine Erzählung, so unglaublich als sie erscheinen müßte, durch seine angebliche Ermordung bestätigt wird. Ist aber dieser Thatbestand erwiesen? und worauf würde eine solche Behauptung sich stützen, wenn man in unbestrittenen Thatsachen und sogar in dem Betragen von K. H. selbst, die kräftigsten Gründe gefunden hat, seine letzte, wie auch seine erste Erzählung für eine Erdichtung zu halten? Ich beschränke mich für jetzt auf diese einzige Bemerkung, daß man kein voreiliges Urtheil darüber fällen sollte, und daß es noch unvernünftiger wäre, auf eine Vermuthung, die keineswegs erwiesen, und vielleicht ganz unbegründet ist, Schlüsse zu bauen.

Auch ist es sonderbar genug, daß Einige nicht glauben wollen, daß K. H. ein Betrüger war, weil man noch nicht ausgemittelt hat, was seine früheren Verhältnisse, seine Herkunft und sein Aufenthaltsort waren. Was hätten aber solche Personen von uns gedacht, und mit vollem Recht gesagt, wenn wir an seine Erzählung nicht glauben wollten, weil man nicht angeben konnte, wann? wo? von wem? und auf welche Veranlassung er eingekerkert wurde? Doch wäre diese letzte Forderung nicht unbilliger und ungereimter als die erste. Wäre seine Einkerkerungs-Geschichte erwiesen, so müßte man daran glauben, obwohl sie unwahrscheinlich ist, und die näheren Umstände derselben unbekannt bleiben; hingegen wenn man vollkommen berechtigt ist, diese Erzählung als ganz erdichtet zu betrachten, so sollte diese Ueberzeugung nicht wankelhaft werden, weil man seinen ganzen Lebenslauf nicht kennt. Wenn ein zweyter Münchhausen erschiene, und unglaubliche, theils unmögliche, Begebenheiten erzählen sollte, dürfte man nicht daran zweifeln, aus dem Grunde, daß man nicht weiß,

wer seine Eltern waren? wo er gehaust? was er getrieben hat? und dergleichen mehr.

Es gibt auch Andere, die gerade deßwegen, weil seine Erzählung romantisch ist, gerne daran glauben, denen es unangenehm ist, daß man sie in ihren Träumen stört, und die Schöpfung ihrer Einbildungskraft in ihrer Nichtigkeit darstellt. Wie der königl. Justizrath Schmidt von Lübeck bemerkt (in einem Aufsatze, Nr. 902, Literärische Blätter der Börsen-Halle) ein Theil der Welt will an die Geschichte glauben

»aus dem ihm selbst nicht klar bewußten Grunde, daß »dadurch der bisher so interessante Hauser'sche Roman »mit einemmale zu einer erbärmlichen Alltagsgeschichte »wird. Es ist wahr, der Roman mit dem Titel: Kaspar »Hauser, ein liebenswürdiger verkappter Prinz, ist »unendlich interessanter, als die einfache Geschichte: »Kaspar Hauser ein kranker und verstoßener armer »Junge.«

Solche Personen können vielleicht einsehen, wollen aber nicht zugeben, daß die ganze Geschichte, wie Sie in Ihren »Nachrichten über K. H.« (S. 118—138) es so meisterhaft bewiesen haben, auf eine sehr einfache Art zu erklären wäre.

Bey dieser, wie bey jeder anderen, Erzählung, die man entweder juristisch oder philosophisch untersucht, ist es die erste Frage:

ob sie durch glaubwürdige Zeugen, oder durch unbezweifelte Thatsachen erwiesen sey?

und wenn es sich ergeben sollte, daß dieß der Fall nicht sey, so ist es die zweite Frage:

ob man in dem Betragen und in dem Charakter des Erzählers Ursache findet, seine Aussagen als erdichtet anzusehen?

Sie werden mir erlauben über diese beyden Fragen einige Bemerkungen zu machen, wobey ich das Beßte und Wichtigste, was darüber zu sagen wäre, zu übergehen wünsche, nämlich ihre eigenen Betrachtungen, die eben so wichtig als scharfsinnig sind, und viel kräftiger, als alles was ich selbst zu äußern im Stande wäre.

Es ist Ihnen schon bekannt, daß ich, noch früher als ich K. H. sah, die gedruckten Aktenstücke gelesen hatte, welche der Präsident von Feuerbach, in der Hoffnung, Sie zu wiederlegen, ausfertigen ließ, und daß diese, wie auch der sogenannte Mord-Versuch in Nürnberg, mir damals die Einkerkerung zu bestätigen schienen, daß die Unwahrheiten deren er sich schuldig machte, und die ich theils selbst bemerkte, theils von Andern erfuhr, mir als solche vorkamen, die man bei ungezogenen Kindern wahrnimmt, und daß sie mir nicht verdächtig waren, bis durch sein eigenes Betragen mein Glaube an ihn erschüttert wurde.

Doch, eher als ich über diese Aktenstücke etwas sage, muß ich den Roman des Präsidenten von Feuerbach etwas beleuchten. Er selbst, durch seine eigene Erfahrung belehrt, fing an in den letzten Zeiten seines Lebens an der Wahrheit der Erzählung zu zweifeln und, wie ich von einem ganz glaubwürdigen Zeugen erfahren habe, sagte er, »vielleicht hat Feuerbach in seinen alten Tagen »einen Roman geschrieben«. Er ließ aber die Sache nicht näher untersuchen, und that gar nichts, um Irrthümer zu berichtigen, die er selbst ausgebreitet hatte, und um eine Geschichte aufzuklären, die durch seine Autorität beglaubigt wurde.

Am Anfange dieses Romans erzählte er: »ein Bür»ger« (nämlich der Schumachermeister Weichmann) »weilte noch vor seinem Hause, um von da an das soge»nannte Neue Thor zu gehen, als er, sich umsehend, »nicht weit von sich einen, als Bauerbursche gekleideten

»jungen Menschen gewahr wurde, welcher in höchst »auffallender Haltung des Körpers da stand, und, einem »Betrunkenen ähnlich, sich vorwärts zu bewegen mühte, »ohne gehörig aufrecht stehen und seine Füße regieren »zu können. Der erwähnte Bürger nahte sich dem »Fremdling, der einen Brief ihm entgegen hielt,« u. s. w. Hierin sind nicht weniger als folgende Unwahrheiten:

1. Der Schuhmachermeister Weichmann »weilte« nicht »vor seinem Hause«, welches ohnehin unwahrscheinlich wäre, indem er vor das Neue-Thor gehen wollte. Er stand, aber nicht »vor seinem Hause«, mit dem Schuhmacher Beck und war in einem Gespräch mit ihm begriffen.
2. K. H. stand nicht in einer »höchst auffallenden Haltung »des Körpers, einem Betrunkenen ähnlich, ohne gehörig »aufrecht stehen und seine Füße regieren zu können.« Er kam und, wie Beck sagt, »mit starken Schritten« den ziemlich steilen Bärleinhüterberg herunter und, wie Weichmann sagt, ist »recht ordentlich gegangen, nicht »gebückt, nicht gewackelt«.
3. Weichmann »nahte sich« nicht dem Fremdling. K. H. ging auf ihn und auf Beck zu.
4. K. H. »hielt« ihm nicht einen Brief »entgegen«. Der Brief wurde von K. H. später aus der Tasche gezogen.

Auch werden hierin folgenden Thatsachen gänzlich verheimlicht:

1. Beck war dabei, und hat das Zeugniß von Weichmann über die drey ersten Momente bestätigt.
2. K. H. sagte ihnen, ohne von ihnen angesprochen zu werden, »Wo Neu-Thor-Straße?«

Wenn ein Richter, dessen Pflicht es war, die Wahrheit zu untersuchen und sie treu darzustellen, eine Geschichte auf solche Art verfälscht, so darf man nicht behaupten, daß er »aktenmäßig« schrieb, und sich nicht verwundern,

daß er den Wunsch äußerte, die Akten »verbrennen« zu lassen.

Unter dem Vorwande, daß die Akten »so sehr den »Zweifeln historischer Kritik unterworfen sind,« und daß »sie als Geschichtsquelle nur mit großer Vorsicht benutzt »werden können», hat er, wie er sagt, sich »sehr kurz« gefaßt, »über die näheren Umßände wie K. mit dem er»wähnten Bürger vom Umschlittplatze bis zur Wache und »von da bis zur Wohnung des Rittmeisters von W. ge»kommen«. Er erzählt aber was durchaus falsch ist, nämlich »der Fremde schien von allen Fragen keine zu verstehen«, und er setzt hinzu, »er schien zu hören ohne zu ver»stehen, zu sehen ohne etwas zu bemerken». Der Reitknecht Mark, bey dem er blieb bis der Rittmeister zu Hause kam, berichtet hingegen: »K. H. schien Alles zu ver»stehen, was man ihm sagte, und sprach auch verständlich »aber nicht gut«. Ferner, er »schrieb seinen Namen mit »Bleistift, und las das was Mark geschrieben hatte«.

Der Feuerbachische Roman erzählt weiter, daß nach der Ankunft des Rittmeisters »auch mit Fragen nichts« aus K. H. herauszubringen war, als: »Reitä wähn« u. s. w., »oder woas nit«, welches eine eben so unbegründete Behauptung als die vorige ist. Der Rittmeister (jetzt Major) von W. berichtet hingegen, K. H. antwortete auf eine der ersten Fragen, »mein Pflegvater hat mir befohlen, ich »sollte sagen: ich weiß es nicht, Euer Gnaden«; dabei zog er den Hut ab und setzte hinzu: »Er sagte mir, ich »sollte immer Euer Gnaden sagen, und den Hut abziehen«.

So treu und gewissenhaft, so übereinstimmend mit den Zeugen ist Feuerbachs Erzählung über K. H.'s Benehmen in den ersten Stunden, die er in Nürnberg zubrachte!

Diese ersten Stunden, als er noch immer die Hoffnung hatte, »Reiter« zu werden, als er noch nicht auf die Polizey gebracht wurde, und als er noch nicht die Rolle

spielte, die nachher so viele Verwunderung erregte, bilden eigentlich in seinem uns bekannten Lebenslauf die erste Epoche, welche von den folgenden sich wesentlich unterscheidet. Es wäre zü weitläufig, wenn auch Ihnen interessant, den ganzen Feuerbachischen Roman durchzugehen, und eine ausführliche Glosse über seine zahllosen Unrichkeiten zu liefern.

Eben so falsch als seine Beschreibung der Thatsachen, ist seine Schilderung von der geistigen und körperlichen Beschaffenheit von K. H., eben so grundlos und gehaltlos ist seine Theorie.

K. H. verrieth (S. 7) »eine fast thierische Stumpf»heit«; er war (S. 41) ein »halbstummer Thiermensch«; (S. 54) »thierischdumm und sehensblind«; seine Seele befand sich (S. 54) »im Zustande vernunftloser Thierheit«; und nicht nur sie, (S. 24 und 25) »sondern auch manche »seiner Sinn e schienen Anfangs in gänzlicher Erstarrung »zu liegen und nur allmählig erwachend, den Aussendingen »sich zu öffnen«; er (S. 24) »schien überhaupt an dem »was an seinen Augen vorüberging keinen Antheil zu neh»men«; er hatte (S. 20) einen vollständigen »Mangel an »Worten und Begriffen« und eine »gänzliche Unbekannt»schaft mit den gemeinsten Gegenständen«. Mit einem Worte, er war, nach einem Ausdrucke, dessen sich der Präsident von Feuerbach sehr oft bediente, »in einem be»wußtlosen, thierähnlichen Zustande.«

Dieß alles wird aber nicht allein durch unverwerfliche Zeugnisse, sondern auch durch K. H. selbst, kräftig widerlegt.

K. H. erzählt schriftlich, und mit der größten Umständlichkeit, alles was gleich nach seinem Erscheinen in Nürnberg geschah, und erwähnt sogar der geringfügigen Umstände, daß man ihm einen »zinnernen Teller«, mit Fleisch und Bier brachte, daß »der Glanz des Tellers und die

»Farbe des Biers« ihm gefiel, daß er »drey bis vier Glä»ser« Wasser trank, daß er an dem »Säbel« des Rittmeisters Freude hatte, daß die Thüre im Thurm »einen »sonderbaren Hall von sich gab«, und daß seine Stube einen Ofen hatte, »welcher von grüner Farbe war und »einen Glanz von sich gab«, u. s. w. Doch behauptet der Präsident von Feuerbach, daß K. H. »thierischdumm und »sehensblind« war und eine »gänzliche Unbekanntschaft mit »dem gemeinsten Gegenständen« hatte. Die Anhänger der Feuerbachischen Theorie müssen zwar bedauern, daß K. H.'s Gedächtniß zu schwach war, um etwas mehr über die erzählen zu können, die, nach seiner Aeußerung, unmittelbar voranging, wie auch daß sein Gedächtniß so untreu war, um anzugeben, »ich stand eine Zeit lang an der nämlichen »Stelle, an welcher mich der Mann verlassen hatte, bis »derjenige Mann meinen Brief abnahm und mich in das »Haus des Herrn Rittmeisters brachte«, eine Angabe, wovon die Falschheit erwiesen ist durch die völlig übereinstimmenden Zeugnisse von zwey Bürgern in Nürnberg.

Was berichten auch diese und andere ganz glaubwürdige Zeugen, die gleich nach seiner Ankunft die Gelegenheit hatten, ihn zu beobachten, und unter andern der damalige Rittmeister (jetzt Major) von W.? K. H. fragte die beyden ersten, »wo Neu-Thor-Straße«? und nachher »Neu-Thor erst baut?« gab zur Antwort auf die an ihn gerichteten Fragen woher er käme? »aus Regensburg«, und ob er früher in Nürnberg gewesen wäre? »nein, das ist das erste »Mal.« Er zog den Hut ab vor dem Korporal am Neuen-Thor, zeigte seinen Brief vor, bekam eine Anweisung wo der Rittmeister wohnte, verstund sie und gieng allein hin. Er erzählte, daß »er alle Tage über die Gränze in eine »Schule gieng«, und er sagte, als die Pferde ihm gezeigt wurden, »es waren fünf Söchene dort, wo ich gewesen »war.« Sogar der frühere Gefängnißwärter Hiltel be-

zeugt, daß K. H. »einen mächtigen Verstand« hatte, und »alles gleich« erlernte.

Aus diesen und einigen oben angeführten Zeugnissen wird man urtheilen, ob K. H., wie der Präsident von Feuerbach ihn schildert, sich damals »im Zustande vernunft- »loser Thierheit« befand, und einen vollständigen Mangel »an Worten und Begriffen« hatte.

Ueber die körperliche Beschaffenheit von K. H. erzählt der Präsident von Feuerbach Folgendes unter andern:

Als er ihn im Thurme besuchte (S. 67) zeigten seine Augen »große Empfindlichkeit« für das Licht. Das Gegentheil aber ist bey seiner Ankunft bewiesen durch den Polizey- »Rottmeister Wüst, welcher berichtet, seine Augen schie- »nen nicht empfindlich für das Licht zu seyn, und er kam »ganz in die Nähe des großen Lichts als er seinen Namen »schrieb«, und durch den Polizey-Soldat Bleumer, »das »Taglicht hat ihn nicht geblendet, nur das künstliche Licht«.

»Der stiere Blick« seiner Augen (S. 16) »hatte den »Ausdruck thierischer Stumpfheit«: Ein Polizey-Beamter, von dem K. H. am Tage nach seinem Erscheinen in Nürnberg vernommen wurde, bemerkte hingegen an ihm »einen ruhigen, forschenden »Blick«.

»Seine Hände und Finger wußte er so gut »wie gar »nicht zu gebrauchen« (S. 17); doch gesteht der Präsident von Feuerbach selbst (S. 73), daß K. H. bald nach seiner Ankunft im Thurme bedeutende Fortschritte im Zeichnen machte, und mehrere Zeugen den Umstand bestätigen, daß, als er am Tage seines Erscheinens seinen Namen schrieb, er die Feder »recht ordentlich« und »wie andere Menschen« hielt.

Seine Fußsohlen (S. 18) waren »mit frischen Blasen »bedeckt«. Der frühere Gefängnißwärter Hiltel bezeugt, »seine Füße waren nicht wund, aber angelaufen, da seine »Stiefel zu eng waren«.

Er saß (S. 29) »mit gerade vor sich ausgestreckten »Füßen, auf dem Boden«. Nach dem Zeugnisse von Hiltel, K. H. »konnte ohne Schmerz seine Beine nicht aus»strecken, und saß niemals auf dem Boden mit ausgestreck»ten Beinen«, und »wenn er am Boden saß, streckte er seine »Beine nicht aus, sondern faltete sie unter sich wie ein »Schneider«.

»Sein Gang, ähnlich dem eines Kindes, das am »Laufband seine ersten Versuche macht, war nicht sowohl »ein Gehen, als ein watschelndes, schwankendes Tappen, »eine peinliche Mittelbewegung zwischen Fallen und Auf»rechtstehen«. (S. 17) Es wird aber durch das Zeugniß von Weichmann erwiesen, daß K. H. »»recht ordentlich »gegangen« ist, »nicht gebückt, nicht gewackelt«, und durch das Zeugniß des Polizey-Soldaten Le Marrier, daß K. H. »in gerader Stellung« einher gieng, und daß er zwey Stunden hindurch »gestanden« ist, und »immer in auf»rechter Stellung«, und »nicht zu sitzen« verlangte.

»Oefters fiel er in seinem Zimmerchen, bei geringem »Hinderniß oder Anstoß, der Länge nach zu Boden« (S. 18), doch wurde er weder von Weichmann geführt, noch von dem Polizei-Soldaten Bleumer, der ihn, als er auf dem Thurme blieb, auf seinen Spaziergängen begleitete, und er gieng über mehrere Rinnen, wie auch über ein Steinpflaster, das zum Theil schlecht und holperig war, und hatte jedesmal einen steilen Berg hinab und wieder hinan zu steigen. Auch bezeugt Beck, daß K. H. »mit starken Schritten« den Bärleinhüterberg herunter kam.

»Beym Auf- und Absteigen von Treppen mußte er, »noch lange nach seiner Ankunft, immer geführt werden« (S. 18), doch am Abend seiner Ankunft bestieg er allein und ohne Hülfe die Treppe des Thurms, die aus 94 Stufen besteht.

Eine solche Verfälschung der Geschichte, wie in allen

oben angeführten Momenten hervorleuchtet, würde begreiflich seyn, wenn der Präsident von Feuerbach ein Romanschreiber oder ein Dichter gewesen wäre; es ist aber einem Richter, dem die Wahrheit heilig seyn sollte, unerlaubt, wie auch unverzeihlich, sie mit Füßen zu treten, um seine Theorie zu unterstützen.

Seine Theorie, deren Grundlosigkeit und Nichtigkeit durch die oben erwähnten Umstände erwiesen wird, erklärt der Präsident von Feuerbach (S. 70). Er sagt, »die Wahrheit der Erzählung ist uns verbürgt durch die Persönlichkeit des Erzählenden, an dessen Leib, Geist und Gemüth — die That selbst in sichtbaren Zügen deutlich geschrieben steht.« Er betrachtet auch als eine Thatsache (S. 42 Anmerkung) welche — »durch die an seinem Körper zurückgebliebenen, unverkennbaren Spuren — vollkommen bestätigt wird,« daß er, immer, wachend und »schlafend mit gerade angelehntem Rücken gesessen« habe.

Es ist aber dem gesunden Menschenverstande ganz einleuchtend, und es erfordert keinen Beweis, indem es keineswegs zu bezweifeln ist, daß wenn Kaspar Hauser Jahre lang in derselben, oder in irgend einer Stellung immer gesessen hätte, er kontrakt und krüppelhaft geworden wäre, ohne das Stehen und Gehen in einem Paar Tagen erlernen zu können.

Was sind aber diese »zurückgebliebenen, unverkennbaren Spuren?«

Der Dr. Osterhausen beschreibt (S. 18 und 19) eine besondere Beschaffenheit des Knies, und mit solcher Umständlichkeit die abnorme Lage von verschiedenen Muskeln, als ob er, schon bei der Lebzeit von Kaspar Hauser das Knie secirt hätte, doch bei der Leichen-Sektion ist diese »nicht vorgefunden,« wie der Dr. Heidenreich uns in seinem Bericht versichert (S. 30 und 31).

Kaspar Hauser hatte bei seiner Ankunft keine bleiche

Gesichtsfarbe, wie einer der Jahre lang eingekerkert wurde; nach dem Zeugnisse des ehemaligen Stallmeisters von W., „er sah wohlgenährt und gesund aus," nach dem Zeugnisse des früheren Reitknechts Mark, „er sah gesund aus," nach dem Zeugnisse des Polizei-Rottmeisters Wüst, „er „hatte eine sehr gesunde Farbe, sah nicht blaß oder zart „aus, wie einer der lange eingesperrt wurde," nach dem Zeugnisse eines Polizei-Beamten in Nürnberg, „er sah „gesund aus, und hatte nicht die bleiche Farbe, die man „von einer langen Einkerkerung bekommt," und nach dem Zeugnisse von Hiltel, „er hatte eine gesunde Menschen„farbe."

Als er gegen das Ende Mai, und Nachmittags um 4 Uhr, mit Weichmann zum Neuen-Thor ging, ertrug er das Tageslicht, welches völlig unmöglich gewesen wäre, wenn er, nach seiner Angabe, viele Jahre in einem finsteren Gefängnisse zugebracht hätte. Hiltel sagt freilich, „seine „Augen waren für das Licht sehr empfindlich und er beklagte sich darüber," die Frage ist aber, wie er sich gleich Anfangs zeigte, nicht wie er später, als er eine neue Rolle spielte, sich benahm.

Sein Körper, wie der Präsident von Feuerbach selbst gesteht, „zeigte ein vollkommenes Ebenmaß" (S. 15), und er sah daher als einer aus, der an freie Bewegungen gewöhnt war und in seiner Ausbildung und Entwickelung nicht gehemmt wurde.

An körperlicher Kraft hat es ihm gar nicht gefehlt, indem er gleich nach seiner Reise und am Tage selbst seiner Ankunft vom Unschlittplatz bis zum Neuen-Thor, von dort bis zu der Wohnung des Rittmeisters, von dort bis zu der Wachstube im Rathhause, und von dort bis zum Thurme in Luginsland, nicht weniger als 1757 Schritte zurücklegte, und dort bis zu seinem Nachtlager eine Treppe von 94 Stufen bestieg, alles ohne Stock, oder von jeman-

den geführt und unterstützt zu seyn, ob er gleich angab, erst vor einem Paar Tagen das Gehen gelernt zu haben.

Bei der Leichenöffnung fand man, daß Kaspar Hauser eine sehr große Leber hatte, welche dem Landgerichtsarzte, dem jetzt verstorbenen Dr. Albert, als eine Andeutung von einer früheren Einkerkerung erschien, welche Dr. Heidenreich aber „ganz natürlich" findet „in Uebereinstimmung mit den verhältnißmäßig kleinen Lungen." Ueber diesen Umstand entsteht die anatomische Frage, die ich, als Ungeweihter, nicht erörtern darf, ob alle diejenigen, die lange eingesperrt wurden, und ob nicht auch andere Personen, eine sehr große Leber bekommen?

War dieß der Fall nicht bei dem frühzeitig verstorbenen, und gewiß nicht eingekerkerten Herzog von Reichstadt?

Von sehr großer Wichtigkeit scheint der Umstand zu seyn, daß Kaspar Hauser bei seiner Ankunft in Nürnberg eine Abneigung gegen andere Nahrungsmittel als Brod und Wasser zeigte, ob es wohl nicht erwiesen ist, daß er damals andere nicht hätte vertragen können. Dieser Umstand wäre vielleicht als eine besondere Eigenthümlichkeit, als eine Idiosyncrasie, wie die Aerzte sie nennen, zu erklären, und könnte keineswegs als ein hinreichender Beweis seiner früheren Einkerkerung gelten. Ein sehr erfahrener, ganz glaubwürdiger Polizeibeamter erzählte mir, daß ähnliche Fälle bei dem Militär vorkommen, und daß er mehrere Soldaten gekannt hatte, die früher mit Brod und Wasser genährt, nur allmählig an andere Speisen zu gewöhnen waren.

Ich werde später andere Eigenthümlichkeiten erwähnen, die man angeblich an Kaspar Hauser bemerkt haben solle, als ich über die Gutachten des Dr. Osterhausen und des jetzt verstorbenen Dr. Preu, welche der Präsident von Feuerbach ausfertigen ließ, einige Betrachtungen anstelle.

Dem Präsidenten von Feuerbach selbst schien die körperliche Beschaffenheit von Kaspar Hauser nicht die Hauptstütze der Theorie zu seyn, und er behauptet (S. 60), daß »zum allergrößten Theil der Thatbestand des Verbrechens »in dem Grund einer Menschenseele ruht, wo derselbe auf »rein psychischem Wege zu erforschen, und nur durch Beo»bachtung der Geistes- und Gemüthsäusserungen des Be»schädigten zu begründen und festzustellen ist.« Er bemerkt auch (S. 70), »so ruht zugleich die Würdigung des »eine fast unglaubliche Begebenheit Erzählenden ebenfalls »zum allergrößten Theil nur auf psychologischem Grunde.« Er setzt hinzu, »es gewähren aber die auf diesem Boden »gefundene Ergebnisse eine Beglaubigung, die jeden an»deren Beweis an Stärke überwiegt«!!!

Wir haben schon gesehen, daß der geistige Zustand von Kaspar Hauser ganz anders war, als der Präsident von Feuerbach ihn zu schildern beliebt, und daß seine Theorie durch Kaspar Hauser selbst, wie auch durch unbestreitbare Thatsachen, vernichtet wird. Der Präsident von Feuerbach, der Kaspar Hauser erst am 11ten Juli, also mehr als 7 Wochen nach seiner Ankunft, sah, war nicht im Stande, über sein erstes Erscheinen irgend etwas aus eigenen Erfahrungen und Beobachtungen zu berichten, so daß er aus den theils entstellten, theils erdichteten Erzählungen anderer Personen solche Umstände auswählte, als für seine Theorie passend waren, dabei aber die Akten verschmähte, und die Zeugnisse so viel als möglich verheimlichte.

Der Präsident von Feuerbach ist eben so untreu in seiner Schilderung des Gemüths von Kaspar Hauser, als in der oben angeführten seines geistigen Zustandes und seiner körperlichen Beschaffenheit.

»Von Religion war nicht ein Fünkchen« (S. 32) in der Seele von Kaspar Hauser zu finden, und (S. 115) »er »hatte keine Ahnung von Gott;« doch bezeugt ein Poli-

zeibeamter, von dem er am Tage nach seiner Ankunft vernommen wurde, daß er angab, er wäre katholischer Religion, welches auch durch seine mitgebrachten katholischen Schriften zu vermuthen wäre. Kaspar Hauser erzählte dem Bürgermeister Binder, daß er von seinem Führer, und während der Reise »das Vater Unser und noch ein anderes »Gebet lernte, welche beide er früher nie gehört hätte, »und« (setzt der Bürgermeister hinzu) »noch gut hersagen kann.« Kaspar Hauser, der nach der Schilderung des Präsidenten von Feuerbach »thierisch-dumm« und ein halbstummer Thiermensch« war, konnte, nach dem Zeugnisse des Bürgermeisters Binder, zwei Gebete »noch gut hersagen.«

»Seine Folgsamkeit S. 75) war unbedingt »und ohne Gränzen;« doch erklärt der Präsident von Feuerbach gar nicht, wie diese Eigenschaft, woran Kinder oft mit sehr großer Schwierigkeit zu gewöhnen sind, dem Kaspar Hauser beygebracht wurde, der, nach seiner eigenen Aussage, so lange er sich erinnert, von allem menschlichen Umgang abgeschlossen seye, und nur kurze Zeit vor seiner Entlassung Unterricht im Schreiben, sonst aber gar keinen bekommen haben soll. Da seine Geschicklichkeit als Reiter, nach der sehr philosophischen und geistreichen Theorie des Präsidenten von Feuerbach dadurch zu erklären wäre, daß Kaspar Hauser (S. 103) »von Geburt einer Reiternation angehören« möchte, so wäre vielleicht seine Folgsamkeit dadurch entstanden, daß er Eltern und Ureltern hätte, die auch in ihrer Kindheit sehr folgsam waren.

Seine »bis zur Pedanterie getriebene Liebe zur Ordnung und Reinlichkeit« (S. 76) wäre auch ganz unvereinbar mit der Hypothese, daß er so viele Jahre hindurch in Einsamkeit und Finsterniß verlebt hätte; doch sagte mir Hiltel, daß Kaspar Hauser diese Eigenschaften, welche er »früher nicht hatte,« von ihm erlernte.

Der Präsident von Feuerbach, der durch seine feurige Einbildungskraft und durch seine poetischen Darstellungen so oft, so vielfach sich auszeichnete, obwohl diese Eigenschaften schwerlich den Richter würdig zieren, erzählt (S. 114 und 115), daß die Seele von Kaspar Hauser „voll „kindlicher Güte und Milde“ war, und „in jeder Beziehung so fleckenlos und rein sich erwies, wie der Abglanz des Ewigen in der Seele eines Engels.“ Seine „Seele war also „in jeder Beziehung“ ganz „fleckenlos „und rein,“ ob er wohl, und schon zu der Zeit, als er bei'm Professor Daumer lebte, öfters und ernstlich von ihm ermahnt wurde wegen seiner Lügenhaftigkeit, die nicht zu entschuldigen war, da er sich der zärtlichsten Fürsorge und der freundlichsten Behandlung zu erfreuen hatte. Schon am Tage des sogenannten Mord-Versuchs wurde er darüber nochmals zur Rede gestellt, und der Professor Daumer sagte ihm nachdrucksvoll, und, wie es fast scheinen möchte, mit prophetischem Geiste: „Du wirst gewiß kein gutes Ende haben.“ Wenn aber in anderer Hinsicht er so gewesen wäre, wie der Präsident von Feuerbach ihn schildert, würde diese Gemüthlichkeit von Kaspar Hauser beweisen, daß er viele Jahre hindurch in einem finstern Loche einsam eingesperrt gewesen? Wäre es denkbar, daß er eine solche grausame Behandlung erlitten hätte, ohne dadurch verwildert, und mehr oder weniger thierartig zu werden?

Sie bemerkten ganz richtig in Ihren „Nachrichten über „Kaspar Hauser,“ daß zwei von den Personen, welche in den gedruckten Aktenstücken ihre Wissenschaft über ihn dargelegt haben, „den jungen Menschen nicht gleich nach „dessen Eintreffen in Nürnberg beobachtet haben, also die „frühesten Ereignisse nicht aus ihren eigenen Wahrnehmungen bezeugen und daher auch die Wahrheit ihrer „Erzählungen nicht vollständig verbürgen können,“ und,

daß die Aerzte „in ihren Angaben ihre eigenen Beobach-„tungen von dem, was Andere ihnen mittheilten, nicht „scharf geschieden haben, und fast niemals ihre Gewährs-„leute uennen.“

Diese Aktenstücke sind, wie Sie wissen, nur die vier folgende:

1. Bericht des Dr. Osterhausen, datirt den 30. December 1830.
2. Bericht des Dr. Preu, datirt den 3. Dec. 1830.
3. Protokoll des Freiherrn von Tucher, datirt den 5. December 1830.

also sämmtich drittHalb Jahre später, als Kaspar Hauser in Nürnberg ankam, und

4. Professor Daumer's Bericht über den Mord-Versuch.

Dr. Osterhausen, der Kaspar Hauser „ungefähr „drei Wochen nach seiner Hieherkunft kennen gelernt“ hatte, erzählt in seinem Bericht Vieles, das er nur von Andern erfuhr, und ein vollgültiges Zeugniß muß nicht auf Hörensagen, sondern auf persönliche Kenntniß sich gründen. Durch Andere irre geleitet, erzählt er auch Vieles, dessen völlige Unrichtigkeit oben erwiesen wird, wie z. B.

„Kaspar Hauser, als er hierherkam, konnte nicht lesen, „und, außer seinen Namen, auch nicht schreiben.“

Er füllte aber bald nach seiner Ankunft alle vier Seiten eines Bogens Papier, worin das Wort „Reuter“ öfters vorkam, wie der Präsident von Feuerbach berichtet (S. 45. und 46), und er las das, was der Reitknecht Mark geschrieben hatte.

„Kaspar Hauser wußte, als er hier ankam, von der „Sprache kaum fünfzig Worte.“

Der Präsident von Feuerbach sagt (S. 26), daß sein Wörterbuch „kaum ein halbes Dutzend Worte umfaßte.“

„Kaspar Hauser kam aus seiner Haft„als ein Kind, das „sich seiner noch nicht bewußt ist.

Er »war damals weniger« als ein zwei- oder dreijähriges Kind.

»Kaspar Hauser's Fußsohlen waren, als er hier ankam, »ganz wund.«

»Sein Gang, so wie die Haltung seines Körpers, war »schwankend und unsicher; und bei'm Treppen-Auf- »und Absteigen mußte er geführt werden.«

»Auch ist es ihm, ohne zu fallen, nicht möglich auf ei- »nem Fuße zu stehen, den andern zu heben, und mit »demselben eine streckende oder drehende Bewegung »zu machen, oder ihn zu biegen.

Wie wäre es denn Kaspar Hauser möglich gewesen, ein Pferd zu besteigen? Ich bitte Dr. Osterhausen, dieses gütigst zu erklären.

»Noch nie ist der Fall vorgekommen, daß von den vie- »len Hunderten jeden Standes vom In- und Aus- »lande, welche ihn gesehen und beobachtet haben, ir- »gend Jemanden auch nur der leiseste Gedanke an die »Möglichkeit eines Betrugs aufgestiegen wäre.«

Wie hätte Dr. Osterhausen die Meinungen von allen diesen «vielen Hunderten jeden Standes im In- und Aus- «lande» erfahren können? Dr. Osterhausen, der in Nürnberg wohnte, hat wissen können, und wissen sollen, daß sehr viele von seinen Mitbürgern Kaspar Hauser für einen Betrüger hielten, und dieß war, wie Hiltel mir sagte, der Fall bei einem hohen, sehr ausgezeichneten Staats-Beamten, der jetzt Bayerischer Gesandter ist, und der Kaspar Hauser ungefähr 14 Tage nach seiner Ankunft besuchte.

Der Freiherr von Tucher, der Kaspar Hauser erst seit September 1828 beobachtete, erzählt, was ebenfalls ganz unrichtig ist, und was er nicht aus persönlicher Erfahrung wissen konnte, nämlich:

»Kaspar Hausers erstes Auftreten dahier zeigte vollstän- »dig einen in eine neue Welt versetzten Menschen, mit

«gänzlicher Unbekanntschaft mit allen zu dem gemeinen
«täglichen Leben gehörigen Begriffen und Gewohn-
«heiten.»

Dr. Preu, den ich persönlich kannte, und der über viele Sachen sehr unsinnige Meinungen hatte, behauptet, obgleich viele Thatsachen das Gegentheil vollkommen beweisen:

«Er hat seinen Körper früher wenig oder gar nicht geübt.»
«Er hat lange Zeit des Einflusses des Tageslichtes und
«der Einwirkung des Tageslebens auf die Sinne ent-
«behrt.»
«Er ist ferner viele Jahre hindurch von aller menschlichen
«Gesellschaft entfernt.»

In diesen drei Berichten, wovon die zwei ersten der Präsident von Feuerbach, wie er mir sagte, verstümmelt hätte, werden eine Menge Eigenthümlichkeiten erwähnt, die man vermuthlich von dem Professor Daumer erfuhr, der in seinen Mittheilungen sie sehr umständlich erzählt, und noch andere anführt, die alle gewöhnlichen Gränzen der Glaubwürdigkeit weit übersteigen. Ich verkenne keineswegs die Verdienste des Professors Daumer, der mit unermüdlichem Fleiße und mit väterlicher Sorgfalt, wie auch mit menschenfreundlichem und wissenschaftlichem Eifer, sich der Bildung des Fremdlings widmete. Es ist auch gar nicht zu bezweifeln, daß er aus inniger Ueberzeugung alles berichtet, was er beobachtet zu haben glaubt. Es ist aber eine Frage, ob er durch seine eigene Leichtgläubigkeit, die jeder unbefangene Leser seiner «Mittheilungen» wohl einsehen muß, und durch seinen Hang zum Wundervollen geeignet wäre, die Richtigkeit der Angaben gehörig zu prüfen? ob er diese nicht als eine ausgemachte Sache angenommen habe? und ob seine auf vielfache Art angestellten Versuche den Zweck hätten, die Zweifel aufzuklären, welche über die Erscheinung selbst obwalten mußten, oder verschie-

dene Hypethesen über Magnetismus, Homöopathie u. s. w. zu bestätigen?

Ich bemerkte in einem Briefe an den Ober-Lieutenant Hickel:

»Wenn man aber auch alles als richtig und zuverlässig »annehmen sollte, was über die besonderen körperlichen »Fähigkeiten von K. H. berichtet wird, so bleibt doch eine »sehr wichtige Frage: ob solche als Folgen einer langen »Einkerkerung, die sonst keine ähnliche Resultate liefert, »anzusehen wären? oder ob man sie nicht vielmehr als »eigenthümlich betrachten soll? und ob nicht diese durch »eine sehr hohe, krankhaft erzeugte, Reizbarkeit der »Nerven gesteigert worden wären?«

Dr. Osterhausen selbst sagte in seinem Berichte:

»Die hervorstehenden Fähigkeiten, die er Anfangs zeigte, »erkläre ich für einen krankhaften Zustand,«

und

»Im Ganzen jedoch, und am richtigsten bestimmt, war »dieser Zustand einzig eine krankhaft erhöhte Thätigkeit »der sensiblen Organe.«

Es ist einleuchtend, daß als K. H. alle Tage und in der Gegenwart aller ihn besuchenden Personen eine ihm neue Rolle spielte, dieses eine immerwährende Anstrengung erforderte, die ihn tief angreifen, sein Nerven-System erschüttern, und einen gereizten Zustand hervorbringen mußte. Anfangs war er nicht so empfindlich für äußere Eindrücke, und ich kann als Beweis anführen, daß er sehr bald nach seiner Ankunft in eine Schenke geführt wurde, wo er mitten im starken Tabaks-Geruch und in den Ausdünstungen von Wein und Bier mehrere Stunden zubrachte.

In meinem oben erwähnten Briefe, dem Sie die Ehre erwiesen, ihn in Ihren »Beiträgen« (No. 18 und 19) einzurücken, habe ich einige Bemerkungen über den angeblichen Mord-Versuch in Nürnberg gemacht, und für jetzt

will ich nur hinzufügen, daß dieser, nach der Angabe von K. H., nicht der erste war, den er erlebt hätte. Ich erfuhr von einer Dame, deren Gemahl damals eine hohe Anstellung in Nürnberg bekleidete, daß K. H., als er in großer Eile und auf einem sehr erhitzten Pferde von einem Spazierritt zurückkehrte, ihr erzählte, man hätte auf ihn geschossen. Es ist nicht wahr, wie der Präsident von Feuerbach meldet (S. 124), daß K. H., »weil er sich unwohl »fühlte, auf Geheiß seines Erziehers, zu Hause blieb«, denn der Spezereihändler N. in Nürnberg erzählte mir, daß, ungefähr eine halbe Stunde früher, als der Vorfall sich ereignete, K. H. zu ihm kam, ganz allein, um Zucker zu kaufen. K. H. stellte aber vor, und hat mir oftmals gesagt, daß er den ganzen Morgen die Ahnung eines Mord-Versuchs hätte, und daß es ihm ganz unheimlich wäre, auf den Straßen zu gehen, da es ihm vorkam, daß ein Mörder ihm auflauerte und ihn auf den Fersen verfolgte. Auch sind die anderen Angaben des Präsidenten von Feuerbach eben so unrichtig über die vermeinten Spuren, und nach dem Zeugnisse des Polizei-Rottmeisters Wüst:

»Die Aussage bestätigte sich nicht, daß gleich nach dem »Mord-Versuche in Nürnberg ein Mann, der so ange»zogen war, wie K. H. ihn beschrieb, aus der Dau»mer'schen Wohnung ging, und die Frau, die es An»fangs sagte, widersprach es, als Wüst sie darüber »fragte. Wüst weiß auch nichts von den anderen Aus»sagen, daß ein auf ähnliche Art gekleideter Mann sich »die Hände in einem steinernen Trog auf der Straße »gewaschen hat, und mit einer Frau die nach der Stadt »ging, über K. H. gesprochen hat. Wüst sagte, wir »alle haben uns alle mögliche Mühe gegeben, und Alles »untersucht, aber wir haben gar keine Spur und gar »nichts entdecken können.«

Auch bezeugt ein Polizei-Beamter in Nürnberg, »keine

»Spur war zu finden von irgend jemanden, der den Mord-»Versuch in Nürnberg gemacht haben soll«.

Ich suchte ohnlängst einem ausgezeichneten Gelehrten darzustellen, daß weder in dem Geiste, noch in dem Gemüthe, noch in dem Körper von K. H. die »unverkennba-»ren Merkmale«, wie man sie zu nennen pflegt, einer früheren Einkerkerung zu finden wären, und er wußte nichts anders mir darauf zu erwiedern als, daß nach der Angabe des Präsidenten von Feuerbach (S. 64) K. H's. Speichel zähe wie Leim gewesen wäre. Wenn dieser Umstand, wäre er auch eine unbezweifelte Thatsache, als ein Beweis gelten sollte, so ist man leicht zufrieden, und es wäre überflüssig, mit Jemanden, der so denkt, weiter über die Sache zu sprechen.

Sie kennen schon die Gründe, welche ich in dem oben erwähnten Brief anführte, die ich deßwegen hier nicht wiederhole, und welche seit mehr als zwei Jahren mir die Ueberzeugung beibrachten, die ich in meinem ersten Verhör äußerte, und die durch Alles, was ich seitdem erfahren habe, noch kräftiger wird, daß in der Erzählung von K. H. viele Umstände vorkommen, welche, »theils physisch unmög-»lich, theils völlig unglaublich, theils höchst unwahrschein-»lich, und theils sehr verdächtig« sind. Der Präsident von Feuerbach selbst nennt sie (S. 70) »eine fast unglaubliche »Begebenheit«, und gesteht (S. 60), »über die Geschichte »der That haben wir vor der Hand keine andere Kunde, »als die Erzählung desjenigen, an dem sie begangen »worden«.

Ich überlasse es dem Urtheil jedes Unbefangenen, ob diese Geschichte, wie der Präsident von Feuerbach (S. 70) zu verstehen giebt, »wo man sie auch beleuchtete, wie die »lauterste reine Wahrheit, wie die in Person erscheinende »Wahrheit selbst aussähe«? Es scheint mir gar nicht zweifelhaft seyn zu können, daß das Urtheil aller derjenigen,

welche die Thatsachen genau kennen, und sie unpartheyisch beurtheilen, einstimmig ausfallen wird, daß die Geschichte keineswegs erwiesen ist, und auf diese Art die erste Frage beantworten.

In dieser Voraussetzung möchte ich die zweite Frage erörtern, nämlich:

ob man in dem Betragen und in dem Charakter des Erzählers Ursache findet, seine Aussagen als erdichtet anzusehen?

Erlauben Sie mir hier zu wiederholen, daß die ersten Stunden nach der Ankunft von K. H., als er noch nicht auf die Polizei gebracht wurde, eine, zwar kurze, aber doch ganz besondere Epoche in seinem Leben bilden, die von der folgenden wesentlich verschieden ist. Diese Bemerkung, wodurch sehr vieles sich erklären läßt, sollte stets berücksichtigt werden.

Am Anfange der darauf folgenden Epoche, als K. H. nicht mehr die Hoffnung hatte, Reiter zu werden, und er in die Hände der Polizei gerieth, bezeugt der Polizei-Rottmeister Wüst, daß K. H. auf die Frage, wo kommen Sie her, die Antwort gab, »das darf ich nicht sagen«. Wüst fragte weiter, warum dürfen Sie es nicht sagen? und K. H. antwortete, »weil ich es nicht weiß«. Er war Anfangs nicht verlegen als er in die Wachstube kam, wurde aber nachher ängstlich, wollte fortgehen, und sagte öfters, »hamreisen«. Wüst bemerkte gleich in ihm Hinterlist, und hat ihm schon Anfangs wenig Vertrauen geschenkt. Wüst glaubte damals, und glaubt noch immer, daß er sehr Vieles hat erzählen können, und daß er nicht so aufrichtig gegen Andere war, als Andere gegen ihn waren. Der Polizei-Soldat Le Marrier bezeugt auch, »man glaubte in der »Wachtstube, er wäre verstockt und hätte mehr sagen »können«.

Ein Polizei-Beamter, von dem K. H. am folgenden

Tage vernommen wurde, war der Meinung, die er am Schlusse des Protokolles äußerte, daß K. H. Vieles wissen und sagen konnte, daß er aber verstockt, verstellt und hinterlistig war. K. H. schien nachher diesen Polizei-Beamten zu vermeiden, und nicht wieder erkennen zu wollen, und sagte, »er ist ein böser Mann.«

Der Präsident von Feuerbach mußte wohl von diesem Protokolle Kenntniß haben, er schrieb aber viel mehr als ein Advokat und nicht wie ein Richter, und wollte die Akten nicht benutzen, weil »man darin gerade das »Gegentheil findet von dem, was man zu finden »wünscht«.

Solches waren die Meinungen, die schon am Anfange dieser zweiten Epoche diejenigen über K. H. faßten, die durch ihren Stand und ihre Erfahrungen so geeignet waren, ihn richtig zu beurtheilen.

Ungefähr 10 Tage später wurde K. H. an das Stadtgericht gebracht, als Weichmann dort war, er wollte ihn aber nicht wieder erkennen, und auf die Frage von Weichmann, »erinnern Sie sich meiner nicht«? antwortete K. H. unwillig, »neh, neh«. Als K. H. bemerkte, daß Weichmann ihn still und aufmerksam betrachtete, sagte er, »warum schaust mich so?« Auch hierin war das Betragen von K. H. selbst sehr verdächtig.

Wenn er, wie gar nicht bezweifelt werden kann, allen Fragen über seine Herkunft und über seine Heimath auszuweichen wünschte, so war es ihm sehr zweckmäßig, sich als etwas blödsinnig zu stellen, und die Neugierigen und Zudringlichen mit den Antworten abzufertigen, »woas nit«, oder »Reitern wärn« u. s. w. Um seine neue Rolle noch natürlicher zu spielen, fing er an von sich in der dritten Person (Kaspar) zu reden, obwohl er bei seiner Ankunft sich der ersten Person (ich) bediente. Diese Rolle war ihm desto leichter, weil er, wie der Präsident von Feuerbach

(S. 36) meldet, »schon nach den ersten Tagen nicht als »Gefangener behandelt« wurde, und er nicht mehr die gewöhnlichen Folgen seiner Verstocktheit zu befürchten hatte, hingegen wohl einsehen mußte, daß man ihn bloß als einen verwahrlosten Jüngling, nicht als einen verstellten Betrüger, betrachtete und behandelte, und daß die einzige Frage war, auf welche Art man ihn versorgen würde. Sehr wahrscheinlich wurde in dem ersten Verhör, welches der Bürgermeister Binder persönlich leitete, und welches, wie Letzterer mir sagte, fünf Stunden dauerte, die Grundlage zu dem wunderhaften Mährchen gelegt, das noch immer so viel Aufsehen macht.

Es ist unwahr, das K. H. jemals die Wahrheit seiner Erzählung »eidlich betheuert« hat, und der Präsident von Feuerbach, der dieses (S. 41) angiebt, mußte wissen, daß dieses der Fall nicht war und gar nicht seyn konnte. Sogar in Ansbach nach seiner Verwundung, wurde K. H. nicht eidlich vernommen.

Eben so falsch ist die Behauptung des Präsidenten von Feuerbach (S. 41), daß K. H. bei seiner Erzählung »immer mit sich selbst übereinstimmend« blieb. Dieser ist ein so wichtiger Moment, daß es nothwendig ist, einige Thatsachen anzuführen.

K. H. erzählt in seiner sehr merkwürdigen Schrift, »ich stand eine Zeit lang an der nämlichen Stelle, in welcher mich der Mann verlassen hatte, bis derjenige Mann »meinen Brief abnahm«, u. s. w.; er erzählte aber an Hiltel, daß sein »Führer ihn« verließ, ehe er an »das »Stadtthor kam«, und auf eine ähnliche Art dem Bürgermeister Binder, mit dem Zusatze, daß er von seinem Führer den Auftrag bekam, den ihm gegebenen Brief »in »das große Dorf hinein zu tragen, einem Buben zu zeigen »und zu geben, der ihn weiter führen würde«.

Er erzählt in der eben erwähnten Schrift, daß die zwei

Fenster seines Gefängnisses »mit Holz verschichtet« waren, »welches ganz schwarz aussah«, doch erzählte er an Hiltel, daß «vor dem Fenster seines Gefängnisses er einen Holzstoß »sah, und darüber den Gipfel eines Baums«. Wenn er aber den »Gipfel eines Baums« immer vor seinen Augen und viele Jahre hindurch gehabt hätte, so müßte er wohl bemerkt haben, daß dieser zuweilen ganz entblättert, zuweilen mit Schnee bedeckt, und zuweilen mit grünem oder dürrem Laub geschmückt war, doch, als er bei dem Professor Baumer lebte, waren alle diese Erscheinuugen ihm ganz neu und auffallend, und die freundliche Aussicht von seinem Fenster im Thurme nannte er »garstig«, weil er sie für einen »buntschäckigen« Fensterladen ansah, wie er nachher dem Präsidenten von Feuerbach erzählte (S. 79). Wenn er den »Gipfel eines Baums« immer gesehen hätte, so lebte er nicht in Dunkelheit, wie er sonst angab.

K. H. erzählt in derselben Schrift, daß »der Mann, »bei dem er immer gewesen«, ihm während der Einkerkerung mehreres sagte; doch er erzählte mir bei jeder Gelegenheit, daß dieser Mann gar nichts zu ihm sprach, bis er auf der Reise war.

In wie vielen Momenten, die er nicht hätte vergessen können, weicht seine Erzählung an den Bürgermeister Binder, von seiner späteren, die noch unwahrscheinlicher ist, und die man in der oben erwähnten Schrift findet, ab, und doch behauptet der Präsident von Feuerbach (S. 74), daß K. H. unter andern Eigenschaften von seinem »erstaunens»würdigen, eben so schnellen als zähen Gedächtniß die auf»fallendsten Proben« gab.

Der Bürgermeister Binder ist sehr hart und ungerecht von dem Präsidenten von Feuerbach angegriffen worden, der ihn beschuldigt (S. 3), »die in dieser Sache erwachse»nen Polizei-Akten auf eine solche Weise geführt, enthal»ten so viele Widersprüche, nehmen vieles gar so leicht,

»sind in einigen ihrer wesentlichsten Bestandtheile ein so »arger Anacronismus, daß sie als Geschichtsquelle nur »mit großer Vorsicht benutzt werden können.« Der Bürgermeister Binder bewies mir mit einer Genauigkeit und Gründlichkeit, die Jedermann überzeugen mußte, daß nach der in Bayern eingeführten Kontrolle ein Anacronismus ganz und gar unmöglich war. Ein Polizei-Beamter in Nürnberg bezeugt auch Folgendes: er

»weiß nicht und glaubt nicht, daß irgend ein Protokoll »ein unrichtiges Datum hat, oder daß die Akten Ana»cronismus enthalten, oder daß das Verfahren in ir»gend einer Hinsicht nicht aktenmäßig war, und ist »überzeugt, daß der Nürnberger Magistrat sich darin »vollkommen rechtfertigen kann.«

Wenn aber diese Akten so unrichtig waren, warum ließ der Präsident von Feuerbach sie nicht berichtigen? Wäre es aus der Besorgniß, daß eine neue Untersuchung seine eigene Theorie gänzlich vernichten würde?

Ob ich wohl für den Bürgermeister Binder hohe Achtung und persönliche Freundschaft empfinde, so glaube ich doch sein Betragen mit Unbefangenheit beurtheilen zu können; und wenn er auch diese in der Folge so wichtige Untersuchung nicht so leitete, wie wohl von Einem nicht zu erwarten war, der schon den Ruhm eines ausgezeichneten Criminalisten sich erworben hatte, wenn er, wie so viele Andere, in dieser Angelegenheit getäuscht wurde, so sollte man doch immer ihm volle Gerechtigkeit widerfahren lassen.

Er irrte sich zwar in seiner Ansicht der Sache, doch war sein Verfahren, um das Geheimniß aufzuklären, ganz zweckmäßig, in so fern nämlich, als er ein ganz ähnliches, von einem sehr geschickten Künstler in Nürnberg verfertigtes Porträt von Kaspar Hauser, als er in Nürnberg erschien, doch mit einigen Unrichtigkeiten in der Tracht, graviren ließ, und darunter war ein Fac simile seiner Hand-

schrift, welches das allerbeste Signalement von ihm seyn mußte. Auch ließ er ein Fac simile des mitgebrachten Briefes verfertigen, und wollte diesen, wie auch das Porträt, überall in den Gegenden austheilen, wo Kaspar Hauser, nach seinem Dialekte zu urtheilen, vermuthlich gelebt hatte, in der Hoffnung, daß die Handschrift oder das Porträt hier oder dort wieder zu erkennen wäre, und es scheint kaum möglich zu seyn, daß dieses ohne allen Erfolg geblieben wäre. Der Präsident von Feuerbach aber, als ob es seine Bestimmung wäre, Alles zu vereiteln, was zu einer Entdeckung führen könnte, hat die Ausführung dieses Plans verboten, unter dem Vorwande, daß ein Verbrechen (etwa ein »Verbrechen am Seelenleben des Menschen!«) begangen würde, und daß man die Sache nicht polizeilich, sondern gerichtlich behandeln sollte. Auch wollte der Präsident von Feuerbach diesen sehr klug ersonnenen und zum Zweck sehr dienlichen Plan durch die ihm zu Gebote stehenden Mittel nicht ausführen, und es ist kein Wunder, daß die Untersuchung, so lange sie von ihm geleitet wurde, zu keinem Resultat führte.

Der Justizrath Schmidt von Lübeck ist also nicht gehörig unterrichtet, wenn er sagt, »Signalement und Porträt wurden in alle vier Winde geschickt,« ohne daß man Kaspar Hauser wieder erkannte.

Wenn Kaspar Hauser lange einsam eingekerkert war, so mußte nach seiner Ankunft in Nürnberg jeder Gegenstand ihm neu, und mancher Gegenstand seine Neugierde und Aufmerksamkeit erregen; doch gesteht der Präsident von Feuerbach selbst (S. 29): »auf Gegenstände, die man ihm »besonders nahe brachte, gaffte er stumpfsinnig, und nur »zuweilen mit neugierigem, befremdeten Blicke hin.« Auch »bezeugt der Polizei-Soldat Bleumer, der Kaspar Hauser, als er noch im Thurme war, auf seinen Spaziergängen be-

gleitete: »Er betrachtete mit Aufmerksamkeit keinen Gegen»genstand, den er auf seinen Spaziergängen sah.«

Der Präsident von Feuerbach erzählt (S. 73), »Kas»par Hauser sehnte sich zu dem Manne zurück, bei dem er »immer gewesen,« und (S. 74) sagte, »Mann mir nit »bös than.« Ist es wahrscheinlich, kann es als natürlich betrachtet werden, daß dieses der Fall wäre?

Der Justizrath Schmidt von Lübeck bemerkt, daß eine solche Rolle, als Kaspar Hauser in dem Thurme spielte, nicht erforderlich wäre, um seinen Zweck zu erreichen, Reiter zu werden. Allerdings! es darf aber nicht vergessen werden, daß, als er in dem Thurme war, seine Hoffnung Reiter zu werden, schon vereitelt ward, doch war es gar nicht, wie der Justizrath meint, »vorauszusehen,« daß Kaspar Hauser bei dem Rittmeister »keine Aufnahme finden« würde, hingegen fehlte nicht viel daran, daß der menschenfreundliche, gutmüthige Rittmeister ihn zu sich genommen hätte.

Als Kaspar Hauser von dem Thurme entlassen wurde und zu dem Professor Daumer kam, also am 18. Juli 1828, fing eine neue Epoche an, die zwar nicht wesentlich von der zweiten, wie diese von der ersten, sich unterscheidet, doch verschieden ist, und durch viele Eigenthümlichkeiten sich auszeichnet. In dieser Epoche des »ewigen Experimen»tirens,« wie man sie sehr richtig nannte, wurde das große Geheimniß an das Licht gebracht, daß Kaspar Hauser durch die magnetische Kraft des Eisens ein sattelfester Reiter war, und von ihm die merkwürdige Entdeckung gemacht, daß er Ohren hatte, welche er jedoch als »etwas »Ungehöriges,« als einen überflüssigen Auswuchs betrachtete, so daß er den Wunsch äußerte, es »abschaffen« zu lassen. Ich will Sie nicht nochmals mit allen den Albernheiten ermüden, welche der Präsident von Feuerbach (S. 95 bis 98) über die Aeusserungen von Kaspar Hauser er-

zählt, und wozu Professor Daumer andere hinzufügt, die noch lächerlicher sind, die aber sämmtlich nichts anderes beweisen, als die Uebertreibungen, welche Kaspar Hauser in seine Rolle brachte. Während dieser Epoche wurde seine Lage immer sicherer, und wenn auch hin und wieder Einer sich zeigte, der, wie der Prof. H., ihn über seine früheren Verhältnisse, über seinen angeblichen Kerkermeister u. s. w. ausfragen wollte, da stellte sich plötzlich Kopfweh ein, und die begonnene Untersuchung mußte sogleich aufhören. Das schon Erlernte hat er wieder erlernt, weitere Fortschritte waren nicht sichtbar, seine wunderartigen Fähigkeiten waren verschwunden, das Aufsehen, wornach er strebte, wurde nicht mehr in demselben Grade wie sonst erregt, seine immer mehr gesteigerte Eitelkeit wurde immer weniger befriedigt, und er war auf dem Wege, das Unglück zu erleben, von der Welt beinahe vergessen zu werden, als im Hause des Professors Daumer der berühmte Mordversuch geschah.

Die zwei darauf folgenden Epochen, als er unter der Aufsicht des Rathsherrn Biberbach und des Freiherrn von Tucher lebte, sind viel weniger merkwürdig, da keiner von diesen Herren Lust am Experimentiren fand, und keiner die Eitelkeit von Kaspar Hauser nähren wollte. Der Letztere erlaubte ihm so wenig als möglich den Umgang mit Fremden, und Kaspar Hauser wurde, wie der Präsident von Feuerbach es sehr richtig ausdrückt, » in Lateinische Schul- » schrauben eingezwängt. »

So leichtgläubig als der Professor Daumer war, so konnte ihm dennoch Kaspar Hauser's Hang zur Lügenhaftigkeit nicht entgehen, ob er wohl nicht dadurch die Veranlassung fand, die Grundlage der Erzählung genau und gehörig zu untersuchen. Auch bei dem für Kaspar Hauser sehr passenden Pflegvater, den Rathsherrn Biberbach, kam dieser Hang mit seinen gewöhnlichen Folgen wieder zum Vor-

schein, und selbst am Tage, als in seinem Hause der Pistolenschuß vorfiel, wodurch Kaspar Hauser eine Verletzung am Kopfe bekam, wurde er kurz zuvor über seine Lügenhaftigkeit ernstlich ermahnt, gerieth aber in heftigen Zorn, schlug mit beiden Fäusten auf einen Tisch, und sagte, er möchte lieber sterben, als eine solche Behandlung erleiden. Sie erinnern sich auch des merkwürdigen Vorfalls mit seinem Tagebuche und anderer Umstände, derer ich in einem, in Ihren »Beiträgen« eingerückten, Briefe an den Herrn Schullehrer Meyer erwähnte.

Die letzte Epoche seines kurzen Lebens wird, wie ich Ursache zu glauben habe, umständlich von Jemanden geschildert werden, der dazu fähiger ist als ich, und sie wird also für jetzt von mir übergangen.

Wenn man fragen sollte, wer er war? wo er gelebt hatte? welchem Stand er angehört? u. s. w., so kann man, leider! auf diese und alle ähnliche Fragen keine andere Antwort einstweilen geben, als die seinige — »woas nit.« Ich hielt ihn früher, aus Gründen, die Ihnen bekannt sind, für einen Ungarischen Edelmann, nicht für einen Fürstensohn, wie der Präsident von Feuerbach nicht undeutlich (S. 138) zu verstehen giebt. Ich bewies ihm, daß seine Muthmaßung, die auf die nichtigsten und sogar lächerlichsten aller Hirngespinnste sich stützte, ganz gehaltlos war; ich glaube aber nicht, ihn überzeugt zu haben, ob er wohl Kaspar Hauser später für den Sohn eines katholischen Geistlichen hielt, und behauptete, daß seine »Physiognomie und ganze Haltung der unverkennbaren Eigenthümlichkeit katholischer Geistlichen entspricht,« so daß er »gleichsam nur ein Kanonikus oder Domprobst en miniature« wäre, »an dem man kaum die Tonsur vermißt.«

Die Untersuchungsbehörde, wie der Justizrath Schmidt von Lübeck bemerkt, »hat einen gebärenden Berg ahnen lassen, und die Welt wird lachen, wenn eine Maus zum

»Vorschein kommt.« Daß es eine »Maus« ist, zweifle ich nicht, und wir werden vielleicht später erfahren, was für eine Maus noch immer in dem Berge sich versteckt. Obwohl das Ableben von Kaspar Hauser und der Verlauf von einigen Jahren die Untersuchung jetzt sehr erschweren, so könnte sie jedoch, richtig geführt, zu einer völligen Aufklärung führen. Wenn dieses auch nicht der Fall seyn sollte, so habe ich doch die Ueberzeugung, daß in dieser Angelegenheit die Wahrheit endlich siegen wird; wo nicht, habe ich wenigstens das Bewußtseyn, sie in jeder Angelegenheit aufrichtig gesucht und ihr über alles gehuldigt zu haben. Je mehr ich in dieser Sache getäuscht wurde, je irriger meine Ansichten waren, desto mehr ist es jetzt meine Pflicht, eifrig, und wenn ich die dazu erforderlichen Talente hätte, kräftig mitzuwirken, um Andere, so viel als möglich, vor ähnlichen Irrthümern zu bewahren. Wenn ich deßwegen hin und wieder von mir bekannten oder mir unbekannten Menschen verkannt, verschrien, auch wohl verleumdet werde, so finde ich einen hinreichenden Trost in meinem Gewissen.

Notizen

über

Kaspar Hauser's Geschichte,

durch den

Grafen Stanhope dem Polizeirath Merker mitgetheilt.

Carlsruhe, den 7. April 1834.

Wohlgeborner Herr Polizei-Rath!

Ich halte es für meine Pflicht, als ein Freund der Wahrheit, der dem Grundsatze: vitam impendere vero, treu geblieben ist und immer bleiben wird, etwas beizutragen, um die Geschichte von K. H. näher zu beleuchten. Sie werden in Schriften, die später erscheinen, einige Auszüge meiner Briefe finden, worin ich die Umstände ausführlich erzählte, welche schon seit mehr als anderthalb Jahren die ersten Zweifel bei mir erregten und das Vertrauen erschütterten, das ich früher in seine Wahrhaftigkeit gesetzt hatte. Als ich in München, und zu Folge einer Requisition aus Ansbach, eidlich vernommen wurde, um im Allgemeinen und über meine Vermuthungen Zeugnisse abzulegen, äußerte ich in meinem dritten Verhöre am 6. Januar d. J. Folgendes:

»Daß ich die letzte Merkersche Schrift über den Verstorbenen mit der allergrößten Aufmerksamkeit und Sorgfalt gelesen und geprüft habe; daß ich erst vorgestern mit Lesung derselben fertig war; daß ich beinahe mit allen seinen Ansichten und Bemerkungen völlig übereinstimmen muß, und daß es mir von der höchsten Wich-

tigkeit und Nothwendigkeit zu seyn scheint, die Untersuchung, wie es der Verfasser auch rathet, an den ersten Zeugen nach dem Erscheinen des Verstorbenen in Nürnberg zurück zu führen, und die Richtigkeit oder Unrichtigkeit ihrer Angaben und der entgegengesetzten Angaben des Verstorbenen auf das Genaueste zu prüfen«.

Ich suchte neulich die Gelegenheit, mit mehreren der ersten Zeugen zu sprechen, und Sie erhalten hiermit die von mir gesammelten Notizen, mit der Erlaubniß, sie, wie auch den Inhalt dieses Briefes, der Welt mitzutheilen. Niemand ist so sehr im Stande, wie Sie, die Wichtigkeit dieser Zeugnisse zu würdigen und sie gehörig zu gebrauchen, und Sie hatten die Ehre, als ein erfahrener, einsichtsvoller Polizei-Beamter, und mit einer Geschicklichkeit und Wahrheitsliebe, die mir die größte Achtung für Ihre Talente und für Ihren Scharfsinn einflößen muß, eine Geschichte zu prüfen, wobei man sehr wesentliche Momente verheimlichte oder entstellte.

Ich habe die Ehre zu seyn,

Ew. Wohlgebornen ꝛc. ꝛc.

Graf Stanhope.

An
den Königl. Polizei-Rath
Hrn. Merker, Wohlgeb.

* * *

Der ehemalige Rittmeister, jetzige Major v. W. erzählte in Augsburg am 27. Febr. 1834 Folgendes:

K. H., als er ihn sah, ging lächelnd zu ihm, faßte das Portepee und sagte:

»Ein Söchenes möchte ich seyn.«

Er antwortete auf eine der ersten Fragen:

»Mein Pflegevater hat mir befohlen, ich sollte sagen: ich weiß es nicht Ew. Gnaden;«

dabei zog er den Hut ab und setzte hinzu:

»Er sagte mir, ich sollte immer Ew. Gnaden sagen, und den Hut abziehen;«

dann machte er noch eine Verbeugung.

Er sah wohlgenährt und gesund aus, wie ein gewöhnlicher Bauerbursche und schien ermüdet zu seyn, der Major bemerkte aber nichts Besonderes in seiner Haltung. K. H. betrachtete mit Freude die Pferde im Stalle und sagte: »Roß«. Er ging sehr ungern weg.

* * *

Georg Leonhard Weichmann, ein Schuhmachermeister, der jetzt Nr. 231 in der Ledergasse wohnt, erzählte in Nürnberg am 3. März 1834 Folgendes:

»Um 4 Uhr Nachmittags stand er mit dem Schuhmacher Jacob Beck an der Ecke des Unschlitt-Platzes und der mittleren Kreuzgasse, und hatte 5 Minuten lang mit ihm gesprochen, als er K. H. den ziemlich steilen Bärleinhüterberg herunterkommen sah. K. H. kam auf sie zu, und fragte: »Wo Neu-Thor-Straße?« Er ist recht ordentlich gegangen, nicht gebückt, nicht gewackelt, schien etwas müde, und war etwas, aber nicht sehr, bestäubt.

Beck, der schon wußte, daß Weichmann in die Nähe der Neu-Thor-Straße gehen wollte, sagte ihm, es wäre besser, K. H. mitzunehmen, welches er auch that, hat ihn aber nicht geführt. Sie sprachen nicht mit einander, bis sie neben das goldene Reh, am Max-Platz, kamen, dann zog K. H. aus seiner Tasche den mitgebrachten Brief und zeigte ihn an Weichmann, der ihm sagte, wir gehen erstlich zum

Neuen Thor, worauf K. H. bemerkte, »Neu Thor erst baut?« Nein, antwortete Weichmann, es ist schon lange gebaut worden.

Auf die Frage von Weichmann, woher er käme, gab K. H. zur Antwort, »aus Regensburg.« Weichmann fragte weiter, was sagt man zu Regensburg von Krieg? K. H. wiederholte das Wort Krieg und schien es nicht zu verstehen. Dann sagte Weichmann, man weiß also nichts in Regensburg von Krieg? Weichmann fragte später, »sind Sie früher in Nürnberg gewesen?« worauf K. H. antwortete: »nein, das ist das erstemal.« Als er den Corporal am Neuen Thor sah, zog Kaspar Hauser den Hut ab, zeigte einen Brief vor, und bekam eine Anweisung, wo die in der Nähe liegende Wohnung des Rittmeisters zu finden war, die Anweisung war ihm verständlich und er ging allein hin. Der Rittmeister wohnte in der Neuen-Thor-Straße.

Ungefähr 10 Tage später wurde K. H. an das Stadtgericht gebracht, als Weichmann dort war, wollte ihn aber nicht wieder erkennen, und auf die Frage von Weichmann: »Erinnern Sie sich meiner nicht?« antwortete K. H. unwillig: »neh, neh.« Als K. H. bemerkte, daß Weichmann ihn still und aufmerksam betrachtete, sagte er: »warum schaust mich so?« Kaspar Hauser sah aus wie ein Kutschergehilfe.

Weichmann blieb bei seiner Erzählung ganz unbefangen, und beschrieb Alles sehr genau und deutlich.

* * *

Jacob Beck, ein Schuhmachermeister, der in dem Krämersgäßchen wohnt, erzählte in Nürnberg am 4. März 1834 Folgendes:

Er stand etwas vor 4 Uhr mit dem Schuhmacher Weichmann an der Ecke des Unschlitt-Platzes und der Mittlern-Kreuzgasse und sah K. H. mit starken Schritten den Bärleinhüterberg herunterkommen. Er hielt K. H. für einen Schuhmachergesellen, denn er sah pudelnärrisch aus. Als K. H. sich näherte, rief er: »wo Neu-Thor-Straße?« und Beck, der wußte, daß Weichmann nach dieser Richtung zugehen wollte, rieth ihm, den Fremdling mitzunehmen. Weichmann ging mit K. H. weg, und Beck nahm einen andern Weg.

Beck ist nicht gerichtlich darüber vernommen worden, hat aber von Weichmann erfahren, daß er beim Stadtgericht angab: sie waren beisammen, als K. H. erschien.

* * *

Johann Mark, früher Reitknecht des Rittmeisters W., jetzt Arbeiter in der Fabrik der Gebrüder Schwarz, Tabacksfabrikanten, erzählte in Nürnberg am 3. März 1834 Folgendes:

»K. H. sah gesund aus, seine Füße waren angelaufen, und er war sehr staubig, als ob er eine lange Reise gemacht hätte. Er schien Alles zu verstehen, was man ihm sagte, und sprach auch verständlich, aber nicht gut. Er saß mit Mark auf einer steinernen Bank, schrieb seinen Namen mit Bleistift und las das, was Mark geschrieben hatte. Er sagte, daß er nicht wüßte, wo er herkäme und hat dabei geweint, daß er hätte Tag und Nacht reisen müssen, und wurde getragen, wenn er nicht mehr gehen konnte; daß er hätte Schreiben und Lesen gelernt, und daß er alle Tage über die Gränze in eine Schule ging. Als die Pferde ihm gezeigt wurden, sagte er: »Es waren fünf (!) Söchene dort, wo ich gewesen war.«

* * *

Johann Hacker, früher Kutscher des Rittmeisters von W., jetzt im Dienste des Oberstlieutenants Löbel, erzählte in Nürnberg am 3. März 1834 Folgendes:

K. H. hatte große Freude über die Pferde und streichelte sie, ging ungern weg, schlief ganz gekrümmt, die Beine in der Höhe und um so zu sagen, »zusammengerollt.«

* *
*

Der Polizei-Soldat Jean Jacques le Marrier erzählte in Nürnberg am 2. März 1834 Folgendes:

Er war in der Wachstube, als K. H. ankam, und blieb dort zwei Stunden. K. H. ging in gerader Stellung mit kleinen Schritten umher; er klagte nicht über Müdigkeit und schien auch nicht ermüdet zu seyn; er hat die ganze Zeit neben dem Tische gestanden und immer in aufrechter Stellung und verlangte nicht zu sitzen. Er war nicht verlegen, und hat nichts gesagt als »heimreisen« und »nicht gut«. Als man ihm sagte, man würde ihm Stock-Prügel geben, wenn er nicht meldete, woher er käme u. s. w., antwortete er nichts und schien die Worte nicht zu verstehen. »Man glaubte in der Wachtstube, er wäre verstockt und hätte mehr sagen können.« Er scheute das Licht nicht. Le Marrier war nicht gegenwärtig, als K. H. seinen Namen schrieb.

* *
*

Der Polizei-Rottmeister Johann Christoph Wüst erzählte in Nürnberg am 5. März 1834 Folgendes:

Er war drei Stunden in der Wachtstube, als K. H. dort blieb. K. H. sah tappig aus, hatte eine sehr gesunde Farbe, sah nicht blaß oder zart aus, wie einer, der lange Zeit eingesperrt wurde, und schien sehr ermüdet zu seyn. Seine Augen schienen nicht empfindlich für das Licht zu seyn, und er kam ganz in die Nähe des großen Lichts, als

er seinen Namen schrieb. Die Feder wurde für ihn eingetunkt, und er hat sie ganz ordentlich gehalten, wie andere Menschen, und nicht schön, aber sehr leserlich geschrieben. Seine Hand zitterte dabei ein wenig. Wüst fragte ihn gleich darauf: wo kommen Sie her? und K. H. antwortete: das darf ich nicht sagen; Wüst fragte weiter: warum dürfen Sie es nicht sagen? und K. H. antwortete: weil ich es nicht weiß. K. H. antwortete zu allen Fragen: weiß nicht. Er war Anfangs nicht verlegen, als er in die Wachtstube kam; wurde aber nachher ängstlich, wollte fortgehen, und sagte öfters: hamreisen. Es schien Wüst, als ob K. H. von armen Eltern in einem Walde oder abgelegenen Orte erzogen worden wäre und etwas blödsinnig sey. Wüst bemerkte gleich in ihm Hinterlist, und hat ihm schon Anfangs wenig Vertrauen geschenkt. Wüst glaubt, daß K. H. aus der Gegend von Regensburg kam. Wüst glaubte damals, und glaubt noch immer, daß er sehr Vieles hat erzählen können, und daß er nicht so aufrichtig gegen Andere war, als Andere gegen ihn waren.

Wüst ist ganz sicher, und würde seinen Kopf darauf setzen, daß K. H. ihm antwortete: das darf ich nicht sagen (!).

Man hätte K. H. nicht eine viertel Stunde tragen können.

Die Aussage bestätigte sich nicht, daß gleich nach dem Mordversuche in Nürnberg ein Mann, der so angezogen war, wie K. H. ihn beschrieb, aus der Daumer'schen Wohnung ging, und die Frau, die es Anfangs sagte, widersprach es, als Wüst sie darüber fragte. Wüst weiß auch nichts von den andern Aussagen, daß ein auf ähnliche Art gekleideter Mann sich die Hände in einem steinernen Trog auf der Straße gewaschen hat, und mit einer Frau, die nach der Stadt ging, über K. H. gesprochen hat.

Wüst sagte, wir alle haben uns alle mögliche Mühe gegeben, und Alles untersucht, aber wir haben gar keine Spur und gar nichts entdecken können.

* *
*

Ein Polizei-Beamter erzählte in Nürnberg am 6. März 1834 Folgendes:

K. H. wurde am Tage nach seinem Erscheinen in Nürnberg von ihm in der Polizei-Stube vernommen. Er sah gesund aus, und hatte nicht die bleiche Farbe, die man von einer langen Einkerkerung bekommt, und hatte einen ruhigen forschenden Blick und sah nicht schwachsinnig aus. — Er gab seinen Namen an, wie auch, daß er 15 oder 16 Jahr alt und katholischer Religion sey. Als er gefragt wurde: wer sein Vater war? sagte er: ich weiß nicht, ich möchte ein Reiter werden, wie mein Vater war, und auf alle andre Fragen hat er ähnliche Antworten gegeben, oder: ich weiß nicht, hamreisen, u. s. w. Der Polizei-Beamte war der Meinung, die er am Schlusse des Protokolles äußerte, (!) daß K. H. Vieles wissen und sagen konnte, daß er aber verstockt, verstellet und hinterlistig war. K. H. war nicht verlegen, sogar als er bedroht wurde. Er hat die Feder recht ordentlich gehalten, und seinen Namen sehr leicht geschrieben.

Der Polizei-Beamte war Protokollführer, als K. H. von dem Bürgermeister vernommen wurde.

Beide Protokolle sind richtig geführt worden, und an jedem ist das dazu gehörige Datum beigesetzt. Der Polizei-Beamte weiß nicht, und glaubt nicht, daß irgend ein Protokoll ein unrichtiges Datum hat, oder daß die Acten: »Anacronismen« enthalten, oder daß das Verfahren in irgend einer Hinsicht nicht actenmäßig war, und ist überzeugt, daß der Nürnberger Magistrat sich darin vollkommen rechtfertigen kann.

K. H. schien nachher den Polizei-Beamten zu vermeiden, und nicht wieder erkennen zu wollen, und sagte: »er ist ein böser Mann« (!).

Keine Spur war zu finden von irgend Jemanden, der den Mord-Versuch in Nürnberg gemacht haben soll.

* * *

Der Polizei-Soldat Joseph Bleumer erzählte am 2. März 1834 Folgendes:

K. H. sah blaß aus, hatte aber »frische Augen«, seine Fußsohlen waren ganz weich, er war nach einem Spaziergange von einer viertel Stunde ganz müde, und er ging mit kleinen Schritten und wackelte, wurde aber nicht bei dem Arm geführt, als Bleumer mit ihm durch die Straßen ging. »Seine Kleidung war nicht auffallend, und er sah aus wie ein Handwerksgeselle.« Er betrachtete mit Aufmerksamkeit keinen Gegenstand, den er auf seinen Spaziergängen sah. Er aß gern das altgebackene Schwarzbrod, wie die Bauern es haben, und streifte den Kümmel u. s. w. ab, wenn es damit bestreut wurde. »Das Taglicht hat ihn nicht geblendet, nur das künstliche Licht.« Er fürchtete sich sehr vor allen schwarzen Thieren, aber nicht vor solchen, die weiß waren, Ochsen u. s. w. Er verlangte, als er noch im Thurme war, einen Schimmel des Bürgermeisters zu besteigen, und hatte eine sehr große Freude, als dies ihm gewährt wurde.

Bleumer glaubt nicht, daß Kaspar Hauser sich so lange hätte verstellen können.

Bleumer erzählt am 3. März 1834 Folgendes:

Er war gegenwärtig, als K. H. am Tage seiner Ankunft seinen Namen in der Wachtstube schrieb, welches er »zwar langsam, aber sehr ordentlich that, mit richtiger

Haltung der Feder.« Sein Name war unrichtig geschrieben, und seine Schrift war gut.

* * *

Hiltel, früher Gefängnißwärter, jetzt Aufseher des allgemeinen Beschäftigungs-Hauses im Katharinen-Kloster, erzählte in Nürnberg am 2. März 1834 Folgendes:

K. H. hatte einen mächtigen Verstand; er erlernte alles gleich, und vergaß es nicht wieder. Er erlernte in drei Tagen ein Stück auf dem Clavier, und erlernte von Hiltel die Reinlichkeit und Ordnung, welche er früher nicht hatte. Er gefiel durch seine Gutmüthigkeit und Gelehrigkeit Hiltel so sehr, daß Letzterer ihn behalten hätte, wenn er selbst ohne Kinder gewesen wäre. Hiltel sah keine Verstellung oder Falschheit in ihm, fand ihn nicht lügnerisch, als er im Thurme war, hat ihn aber später darüber ermahnt. Hiltel machte oft Fragen, um ihn zu prüfen, aber K. H. hat sich niemals verschnappt, und Hiltel glaubt nicht, daß K. H. mehr angeben konnte über seine Gefangenschaft und seinen Wärter.

»K. H. hatte eine sehr gesunde Menschenfarbe,« seine Augen waren für das Licht sehr empfindlich und er beklagte sich darüber. Seine Füße waren nicht wund, aber angelaufen, da seine Stiefel zu eng waren. Er saß am Rande einer Bank etwas gebückt, und zuweilen auf einem niedrigen Schemel, und wenn er am Boden saß, streckte er seine Beine nicht aus, sondern faltete sie unter sich wie ein Schneider. Wann er schlief, legte er sich auf die Erde gekrümmt, und zog die Beine hinauf. Er schien eine Schwäche in den Hüften zu haben und sehr zarte Füße. Er aß Anfangs ein und ein Viertelpfund Brod täglich, und nachher über zwei Pfund, und trank dreimal des Tags und jedesmal anderthalb bis zwei Maaß Wasser. Sein Körper war ganz schmutzig.

»Er war sehr furchtsam und fuhr heftig zusammen, wenn man ihn plötzlich anfaßte.

Ein Metzgergeselle aus Altbaiern, der auf seiner Durchreise war und der mit ihm eingesperrt wurde, sagte Hiltel, daß K. H. »ein Ochs« wäre und daß »gar nichts aus ihm herauszubringen sey.«

K. H. gab an, daß vor dem Fenster seines Gefängnisses er einen Holzstoß sah und darüber den Gipfel eines Baumes, und daß sein Führer kurz vor seiner Ankunft in Nürnberg ihm andere Kleider anzog und ihn verließ, ehe er an das Stadt-Thor kam. (!)

Hiltel erzählte am 6. März 1834 Folgendes:

K. H. war ängstlich in den ersten Tagen, die er im Thurme zubrachte, und fürchtete sich vor dem zweijährigen Sohne von Hiltel, und sagte: »nicht hauen.« Er konnte ohne Schmerz seine Beine nicht ausstrecken, und saß niemals auf dem Boden mit ausgestreckten Beinen.

Als er sechs oder zehn Tage nach seiner Ankunft gewaschen wurde, und der Schmutz in Rollen abfiel, sagte er: Mutter, Haut.

* * *

Der Stallmeister von Rumpler erzählte in Nürnberg am 3. März 1834 Folgendes:

Feuerbach's Angaben über das Reiten von Kaspar Hauser sind unrichtig und Rumpler war unwillig darüber und sagte, daß auch andere Theile dieser Schrift ebenfalls unrichtig seyn könnten. Rumpler hat sich verwundert, daß Kaspar Hauser so gut auf einem Pferde sitzen konnte, da er »so schlecht ging.« Kaspar Hauser war unerschrocken zu Pferde, es ist aber falsch, daß er sich im Reiten so sehr auszeichnete, oder daß er ein wildes Pferd zu besteigen ver-

langte, oder daß er ein Pferd im eigentlichen Sinne bändigen konnte. Er schien nicht früher geritten zu haben. Rumpfer fand Kaspar Hauser nach einiger Zeit ganz verändert, nicht so gutmüthig und kindlich wie sonst, und sehr lügnerisch geworden, und daher hat er keine Freude mehr an ihm gehabt.

Auszug eines Briefs

des

Grafen Stanhope

an den

Herrn Schullehrer Meyer
in Ansbach

über

den Tod des Kaspar Hauser.

Auszug eines Briefes des Grafen Stanhope an den Herrn Schullehrer Meyer in Ansbach, über den Tod von Kaspar Hauser.

Die merkwürdigsten Thatsachen, welche die Verwundung von Kaspar Hauser betreffen, und welche theils von ihm selbst, theils von andern Zeugen angegeben wurden, schienen, mit Ausnahme derer, die in den folgenden Bemerkungen ihren Platz finden, und die ich deßwegen hier nicht anzugeben brauche, folgende zu seyn.

Am Mittwoche den 11. Dezember Vormittags und in den Gebäuden des Appellations-Gerichts, wo er mit Abschreiben sich zu beschäftigen pflegte, wurde er, nach seiner Angabe, von Jemanden, der einen Kittel und eine Mütze trug, angesprochen und von ihm eingeladen, Nachmittags in den Hofgarten zu gehen, um die Thonarten in Augenschein zu nehmen, welche man bei dem Bohren des artheſischen Brunnens gefunden hatte. Die Gattin des Oberlieutenants Hickel, zu welcher er Nachmittags sagte, daß er in den Hofgarten gehen wollte, gab ihm den Rath es nicht zu thun, und vielmehr den Regierungs-Präsidenten Herrn von Stichaner zu besuchen, der eine Abendgesellschaft haben sollte. Kaspar Hauser ging nicht in den Hofgarten, sondern zu dem Herrn von Stichaner, bei dem er den Abend zubrachte; doch weder an diesem noch am folgenden Tage, als er ihn wieder besuchte, hat er dort der Einla-

dung wieder erwähnt, die er bekommen hatte, und wovon der Hofgärtner und seine Arbeiter nicht das geringste wissen.

Am Sonnabend den 14ten wurde er, gleichfalls nach seiner Angabe, um 9 Uhr Vormittags an demselben Orte und von demselben Manne nochmals bestellt, um halb 3 Uhr in den Hofgarten zu gehen. Als er zu dieser Zeit den Herrn Pfarrer Fuhrmann verließ, sagte Kaspar Hauser, daß er zu einer Tochter des Herrn von Stichaner gehen wollte, um Papp-Arbeiten für sie zu machen. Anstatt dieses zu thun, ging er in den Hofgarten und, wie er selbst angab, erstlich zu dem arthesischen Brunnen, wo er niemand fand, und nachher zu dem Uzischen Denkmale, in dessen Nähe er einem Manne begegnete, der nicht derselbe war, welcher ihn bestellt hatte. Dieser Mann gab ihm einen seidenen Beutel und stieß ihm ein Messer in die Brust als er sich setzen wollte. Kaspar Hauser meldete nicht, ob dieser Mann mit ihm gesprochen habe, und gab nur eine allgemeine Beschreibung seiner Person. Er bemerkte, daß der Mantel dieses Mannes nur einen Kragen hatte, der, wie er glaubte, bis über die Aermel hinab reichte, konnte aber die Farbe desselben nicht angeben.

In dem Beutel lag ein zusammengelegtes Billet, welches mit Bleistift und mit verkehrter Schrift geschrieben war, so daß man nur in einem Spiegel es lesen konnte. Das Billet hatte statt einer Adresse das Wort »abzugeben« auch auf diese Art geschrieben, und enthielt folgendes:

Hauser wird es euch ganz
genau erzählen können, wie
ich aussehe, und woher ich bin.
Dem Hauser die Mühe zu ersparen
will ich es euch selber sagen, woher
ich komme — —
Ich komme von von — — —
der Baierischen Gränze — —

Am Flusse — — — — —
Ich will euch sogar noch den
Namen sagen: M. L. Ö.

Kaspar Hauser ließ den Beutel fallen und eilte nach Hause. Als er auf Ihr Zimmer kam, deutete er auf die Straße und auf seine linke Seite, und Sie bemerkten die Wunde, Kaspar Hauser sagte aber nichts und riß Sie mit sich fort. Der Conditor Vogel, der in demselben Hause und zu ebener Erde wohnte, sah Kaspar Hauser »ächzend und stöhnend die Treppe hinunter kommen,« und fragte »was ihm passirt sey?« worauf er aber gar keine Antwort bekam.

Eben so wenig gab Kaspar Hauser irgend eine Antwort auf die dringenden Fragen, welche Sie unterwegs an ihn richteten, um die vorgefallenen Umstände zu erfahren, doch als Sie mit ihm in der Nähe der Reitbahn ankamen, welche von Ihrer Wohnung 480, und von dem Uzischen Denkmale 496 Schritte entfernt ist, fanden Sie es »für gut« mit ihm »nicht mehr weiter zu gehen, sondern umzukehren,« und auf dem Rückwege sagte er Ihnen folgendes:

»Hofgarten gegangen — Mann — Messer gehabt — Beutel — gegeben — gestochen — ich laufen was könnt — Beutel muß dort liegen.»

Sie führten ihn also nach Hause, und die Wunde wurde untersucht, welche der Dr. Heidenreich für »sehr gefährlich« erklärte, (wie er S. 7 seines Berichts meldet) doch sprach Kaspar Hauser am Abende des 16ten von den Papp-Arbeiten, die er nach seiner Genesung zu machen wünschte, und nur 3 oder 4 Stunden vor seinem Tode äußerte einer der ihn behandelnden Aerzte »einige Hoffnung,« wenn keine bösartigen Symptome eintreten sollten, welches aber in einer halben Stunde darauf erfolgte.

Erst am 16ten wurde er vernommen, jedoch nicht eidlich, sein zweites Verhör war am 17ten, und um 10 Uhr

Abends gab er mit der größten Ruhe und Gelassenheit den Geist auf.

Die Wunde war, nach dem Berichte des Dr. Heidenreich, »dritthalb Zoll unter der linken Brustwarze, und drei Zoll von der Medianlinie des Körpers, war »scharf geschnitten, mit zwei vollkommen scharfen Enden,« und von »einem Winkel zum andern drei Viertheil Zoll lang, die Ränder kaum eine Linie klaffend, so daß sie nur von einem bis weit nach Oben scharf zweischneidigen Instrumente veranlaßt worden seyn konnte.«

Es ergab sich bei der Leichenöffnung, daß die Wunde zwischen der sechsten und siebenten Rippe durch den Herzbeutel und durch das Zwerchfell bis in den Magen führte, welcher, wie der Dr. Heidenreich (S. 20) sagt, »in der Länge von zwei Linien durchschnitten war,» und daß sie die Spitze des Herzens »eine Linie tief« verletzt, (S. 18) und die Leber »einen halben Zoll von seinem linken Rande durchbohrt« hatte (S. 19). Die Wunde ging »vier bis fünftehalb Zoll tief,« (S. 27) hatte dieselbe Form unten, doch nur halb so breit, wie oben, und das Instrument, mit welchem sie beigebracht wurde, mußte nach der Meinung eines der ihn behandelnden Aerzte, »die Form einer gewöhnlichen Messerklinge« haben. Dr. Heidenreich sagt (S. 25), daß es »nicht einmal ein gewöhnlicher Dolch gewesen seyn sollte,« und bemerkt, »es bedarf aber hiezu keines Bandittenmessers, indem ein sogenannter Niederländer Dolch vollkommen geeignet ist, eine solche Wunde zu geben.«

Einer der Aerzte, der Kaspar Hauser behandelte, war der Meinung, daß eine »brandige Zerstörung« in der Nähe des Magens, eine Folge seiner Verletzung und die »nächste Ursache« seines Todes war, und daß die Gelbsucht, womit er befallen wurde, vielmehr durch Schrecken, als durch den abnormen Zustand der Leber verursacht wurde.

Ueber die obenerwähnten Umstände, wie auch über andere, die ich ebenfalls aus glaubwürdigen Quellen erfahren habe, ist folgendes zu bemerken:

1) Man hatte so viel als mir bekannt ist, gar keine Spur gefunden, welche eine Entdeckung erwarten ließ, und es scheint mir also gar nicht erklärbar, warum derjenige, der angeblich die Gefangenhaltung von Kaspar Hauser veranstaltet hatte, und der unter solchen Umständen unbesorgt seyn dürfte, eine Mordthat anstiften sollte, welche allgemeines Aufsehen erregen mußte, und welche im Falle einer gelungenen Nachforschung ihn den dringendsten Gefahren ausgesetzt hätte.

2) Auch wenn man Spuren gefunden hätte, und man die allergrößten Interessen, es sey des Standes oder des Vermögens, voraussetzt, wäre es doch viel zweckmäßiger gewesen, einige der Mitwisser oder der Mitschuldigen in die Ferne geschickt oder aus der Welt g.schafft zu haben, indem man dadurch kein solches Aufsehen und keine so eifrige Nachforschung veranlaßt haben würde.

3) Es ist wahrscheinlich, daß ein Mörder gleich auf der Stelle Kaspar Hauser getödtet hätte, anstatt ihm zu erlauben nach Hause zu gehen, eine Beschreibung seiner Person und seiner Kleidung zu geben, und ihm gleich nachsetzen zu lassen. Hätte er auf der Stelle und an einem wenig besuchten Orte Kaspar Hauser ermordet, der zuweilen die Abende in Gesellschaft zubrachte, so würde man vermuthlich vor der Zeit des Schlafengehens keine Besorgniß um ihn gehabt, und ihn dann in den Häusern seiner Freunde und Bekannten gesucht haben. Dadurch würde der Mörder vielleicht 7 Stunden Zeit gewonnen haben, welches für seine eigene Sicherheit sehr erwünscht gewesen wäre.

4) Auch ist zu vermuthen, daß ein Mörder würde das Herz durchgestochen, und nicht in einer schiefen Richtung den Streich geführt haben, besonders weil, nach der Mei-

nung eines Arztes, der darüber gefragt wurde, eine ähnliche Wunde, wie die von Kaspar Hauser, nicht tödtlich gewesen wäre, wenn man sie eine Rippe niedriger beigebracht hätte.

5) Der Ort und der Tag scheinen unvorsichtig und unzweckmäßig gewählt worden zu seyn, indem es ein Markttag war und viele Personen in der Nähe des Uzischen Denkmals vorbeizugehen pflegen, wenn sie des Nachmittags nach Hause zurückkehren.

6) Das Instrument war, wie die Wunde zeigte, außerordentlich fein, und es ist wahrscheinlich, daß ein Mörder sich keines so zerbrechlichen, und daher für seinen Zweck unpassenden Werkzeugs bedient hätte.

7) Man sieht keinen denkbaren Zweck, welchen der Mörder haben konnte, einen Zettel und einen Beutel zurück zu lassen, die beide als Anhaltspunkte, im Falle einer gelungenen Nachforschung, gedient hätten, und jeder, der ein Verbrechen begeht, muß besorgt seyn, so wenig Indizien als nur immer möglich sind, zu geben.

8) Kaspar Hauser sagte dem Conditor Vogel, daß ein Mann, der nicht derselbe war, welcher ihn bestellte, ihm des Morgens begegnet, und ihn gefragt hätte, »sind Sie Hauser? und gehen Sie öfters in den Hofgarten spazieren?« welches sehr unwahrscheinlich ist, denn ein Mörder würde diese Umstände auf eine andere Art erfahren haben.

Das Betragen von Kaspar Hauser selbst scheint in vielen Momenten, und zwar in folgenden, sehr verdächtig zu seyn:

1) Er hatte sich während drei Wochen oder einem Monat alle Tage eine Stunde lang in seinem Zimmer eingesperrt und die Blende heruntergezogen.

2) Briefe, die Sie acht Tage früher in seinem Besitz gesehen hatten, und die nicht geeignet waren in fremde Hände zu kommen, wurden nicht nach seinem Tode gefunden.

3) Sie bemerkten, daß er in der letzten Zeit »mehr in sich gekehrt, verschlossen« war, und daß er am Tage seiner Verwundung sehr wenig aß, sehr wenig sprach und nachzudenken schien.

4) Er sagte gar nichts dem Melbermeister Brechebaum, der ihm im Schloßhofe um halb vier oder drei Viertel auf vier Uhr begegnete, als er von dem Hofgarten zurückkehrte, und der nichts »wichtiges« an ihm bemerkte.

5) Als er zu Ihnen kam, sagte er kein Wort von dem Vorfalle, obwohl unter ähnlichen Umständen jedes Kind es gethan hätte.

6) Er wollte nochmals, und gleich darauf in den Hofgarten, wo er, nach seiner eigenen Aussage, die Verwundungb ek ommen hätte.

7) Obschon er eine außerordentliche Fähigkeit besaß, alles schnell und genau zu beobachten, konnte er nur eine allgemeine, sehr unvollständige, gar nicht hinreichende Beschreibung der Person und der Kleidung des Mörders geben.

8) Er gab an, daß er zweimal von demselben Manne und an demselben Orte bestellt wurde, und sagte in seinem ersten Verhör, daß der Besteller einen »blonden Schnurrbart« hatte. Als das Protocoll ihm vorgelesen, und er gefragt wurde, ob alle seine Aeußerungen richtig niedergeschrieben, und ob daran nichts abzuändern und beizusetzen sey, antwortete er: »ja ganz richtig, und ich habe nichts abzuändern.« Er sagte aber in seinem zweiten Verhör, daß der Besteller einen »schwarzen, breiten« Schnurrbart hatte, und es wurde ihm bemerkt, daß er am vorigen Tage angegeben habe, der Mann habe einen blonden Schnurrbart, worauf er zur Antwort gab: »da haben Sie sich verschrieben, ich habe deutlich gesagt, daß er einen bräunlichen ins schwarze gehenden Schnurrbart hatte, vergessen Sie nicht, daß es abgeändert wird.«

9) Als er in seinem zweiten Verhör gefragt wurde

wie er, nach einem ähnlichen Vorfalle in Nürnberg, es wagen konnte, einer Einladung Folge zu leisten, an einen einsamen Platz, von einem ihm unbekannten Menschen, gab er zur Antwort, »ich habe nicht mehr geglaubt, daß mir nach dem Leben gestrebt werde, da ich einen Pflegvater habe, und deßhalb die Sache leichter genommen.« Diese Antwort steht im offenen Widerspruche mit seinen früheren Besorgnissen über seine persönliche Sicherheit, worüber er im August v. J. sich sehr bestimmt äußerte. Seitdem er aus dem Thurme kam, hatte er immerfort einen Pflegvater gehabt, und ein abwesender Pflegvater konnte nur durch Aufsicht und Anordnungen für seine Sicherheit sorgen; doch auf sein dringendes Begehren wurde mein strenger Befehl, daß er niemals ohne Begleitung ausgehen sollte, aufgehoben.

10) Als er in demselben Verhör gefragt wurde, warum er bei so schlechtem Wetter ohne Mantel ging, sagte er, daß er Papp=Arbeiten bei dem Herrn Pfarrer Fuhrmann zu machen hätte, und seinen schönen Mantel zu besudeln sich befürchtete. Diese Antwort scheint eine Unwahrheit zu enthalten, indem er den Mantel nicht getragen hätte, als er die Papp=Arbeiten verrichtete.

11) Er war sehr begierig den Beutel finden zu lassen, hat aber nachher niemals gefragt, was darin sey, als ob ihm der Inhalt desselben schon bekannt wäre.

12) Ob er wohl nicht gewöhnt war mit Bleistift zu schreiben, hatte er nach seiner Verwundung gesagt:

»ich habe heute viel geschrieben mit Bleistift,«

oder

»ich muß viel schreiben mit Bleistift,«

und

»der Schreiber sollte nicht mit Bleistift schreiben, daß man es lesen kann,«

und

»sehr viel Arbeit, viel, viel schreiben, und alles mit Bleistift.«

13) Als Sie ihn fragten, ob er nichts zu sagen hätte? antwortete er:

»Viel, recht viel hätte ich Ihnen zu sagen, aber ich kann nicht sagen.«

Er sagte später:

»Sünde — Verderben — nicht mehr losmachen — das Ungeheuer war stärker als ich.«

14) Die Beobachtung des Stadtgerichtlichen Arztes (die Dr. Heidenreich S. 29 und 30 anführt) war, «daß alle von fremder Hand Verwundete ängstlich über ihre Verletzung sind und Besorgniß über ihr Schicksal äussern, Selbstmörder dagegen sich nicht um ihre Wunden kümmern, gleichgültig bleiben und ihren Zustand kaum einer Frage würdigen, wie letzteres von Hauser geschah.«

Auch scheinen mir folgende Umstände sehr wichtig zu seyn:

1) Sie erinnerten sich sehr deutlich einen ähnlichen Beutel im Besitz von Kaspar Hauser gesehen zu haben.

2) Ihre Gattin war »erschrocken« als sie den Zettel aus dem Beutel herausnehmen sah, »weil er ganz so zusammengelegt war, wie Kaspar Hauser seine Briefe zusammenzulegen pflegte.«

3) Man fand in dem Schnee nur die Fußtritte einer Person, die hin und her gegangen war, und gar keine Fußtritte gegen den arthesischen Brunnen zu, oder gegen den Ausgang des Gartens auf dem Lande.

4) Es ist sehr unwahrscheinlich, daß Kaspar Hauser bei schlechtem Wetter ausgegangen wäre, um, wie er angab, Thonarten zu sehen; da er weder ein Naturforscher noch ein Durchreisender war.

5) Auch ist es sehr unwahrscheinlich, daß er, nachdem er Niemanden bei dem artheſischen Brunnen angetroffen hatte, zu dem Uzischen Denkmale gegangen wäre, eine

Weite von etwa 300 Schritt, anstatt gleich nach Hause zurückzukehren, indem das Wetter schlecht war, und er keine Freude an Spaziergängen fand.

6) Der Ort, wo der Beutel gefunden wurde, ist in einer Krümmung des Pfads durch das Buschwerk, und dort kann man nicht von den Bewohnern der benachbarten Häuser gesehen werden, wie es bei dem Uzischen Denkmale der Fall ist.

Ich will nur noch folgende Bemerkungen beifügen:

1) Eine Wunde, welche von einem sehr scharfen und sehr feinen Instrumente, und durch einen Druck, nicht durch einen Stoß, beigebracht wurde, hätte tiefer als man wollte, eindringen können, sobald der Widerstand eines stark wattirten Rocks und der übrigen Kleidung überwunden war.

2) Kaspar Hauser, der, ungefähr acht Tage früher ernstlich von Ihnen zur Rede gestellt wurde »wegen seines großen Hangs zur Lügenhaftigkeit, und zugleich auf die Folgen dieses Hangs aufmerksam gemacht« wurde, wußte, daß sehr viele Personen ihn nicht als glaubwürdig betrachteten, er hatte auch von dem Präsidenten von Feuerbach erfahren, daß ich über viele Momente seiner Erzählung Zweifel hegte, konnte eine genaue gründliche Prüfung aller seiner Angaben erwarten und hatte vielleicht die Absicht, durch einen angeblichen Mordversuch, den Stempel auf die Wahrheit und Wichtigkeit seiner Geschichte zu drücken, wie auch von neuem allgemeine Theilnahme zu erregen, und zu zeigen, daß er nicht in Sicherheit in Ansbach leben könnte, sondern anderswohin gebracht werden müßte, und

3) die angebliche Ermordung von Kaspar Hauser ist keineswegs als eine isolirte, oder als eine von einer glaubwürdigen Person erzählte Thatsache zu betrachten, sondern steht in Verbindung mit seinen andern Angaben, und mit seinem wohlbekannten Hange, Unwahrheiten zu sagen und Aufsehen zu erregen.

Auszug eines Briefs

des

Grafen Stanhope

an den

Herrn Schullehrer Meyer

in Ansbach.

Datirt Carlsruhe, den 27. März 1834.

Auszug eines Briefes des Grafen Stanhope an den Herrn Schullehrer Meyer in Ansbach; datirt Carlsruhe, den 27 März 1834.

Sie hatten zwei Jahre hindurch Gelegenheit, meinen unglücklichen Pflegsohn, Kaspar Hauser, zu beobachten und Sie werden eingesehen haben, daß er Eigenschaften besaß, die sich vielleicht sehr selten vereinigt finden und die ihre Wirkung nicht verfehlen konnten. Er war lebhaft und naiv, gutmüthig und liebenswürdig, und, dem Anscheine nach, treuherzig, wie ein Kind, ohne jemals zudringlich, lärmend oder unruhig und daher lästig zu seyn. Ruhig und gesetzt — von dem Wunsch beseelt, wie auch mit dem Talent begabt, andern zu gefallen und Aufsehen zu erregen; — mit einem ganz richtigen Tact, der ihm immer zeigte, was er zu sagen oder zu thun hätte; — mit einer wunderartigen Fähigkeit, alles schnell und genau zu beobachten; — mit einem Scharfsinn, welcher ihm die Mittel darbot, die Gemüther zu lenken; — mit einer Besonnenheit und Gewandtheit, die durch lange Erfahrung, mit einer Schlauheit, die durch vielfältige Uebung gebildet zu seyn schienen; — mit einer Unbefangenheit, wodurch er bei keiner Veranlassung in Verlegenheit gerieth und immer Ausflüchte zu ersinnen wußte — war Kaspar Hauser eine höchst auffallende und interessante Erscheinung.

Unter andern Beispielen von seiner großen Gewandtheit erschien mir folgendes als höchst merkwürdig. Er wurde nämlich bei seiner Ankunft in Ansbach (am Ende November 1831) sehr kalt und unfreundlich von dem Präsidenten v. Feuerbach empfangen, dem man berichtet hatte, daß er »hochmüthig« geworden wäre. Kaspar Hauser hielt hierauf, und zwar in einem wohl gesetzten Vortrage, eine sehr lange Rede über seine Erziehung in Nürnberg und die Fehler, die er darin bemerkt hatte, und sprach mit solcher Geistesanstrengung, daß der Schweiß auf seiner Stirne ausbrach. Der Präsident von Feuerbach hörte ihm geduldig zu, ohne ihm jemals in die Rede zu fallen, warf mir von Zeit zu Zeit einen Blick zu, der mir die Wirkung dieser Rede genau bezeigte, und war am Ende wie umgestaltet. Er fand einige der Bemerkungen in dieser Rede so treffend, daß er sie dem letzten Kapitel seiner Schrift einverleibte.

Ich machte Kaspar Hausers Bekanntschaft nicht, wie der Pfarrer Fuhrmann in seiner Trauerrede sagt, durch den Unfall, daß auf meiner Reise nach Nürnberg mein Wagen zerbrach, welches im October 1829 geschah, und mir Gelegenheit verschaffte, über seine Geschichte, wovon ich früher gar nichts wußte, wie auch über den angeblichen, einige Tage früher vorgefallenen, Mordversuch, einige Umstände zu erfahren. Ich sah ihn zum erstenmale am 28. Mai 1831, und nachdem ich einige Tage in seiner Nähe zugebracht und ihn öfters gesehen hatte, kehrte ich im September desselben Jahres wieder nach Nürnberg zurück, wo ich, während zweier Monate, Gelegenheit hatte, ihn täglich und stundenlang zu beobachten, welches später in Ansbach während sechs Wochen wieder der Fall war. Mehrmals bin ich Zeuge von seiner sonderbaren außerordentlichen Aufregung gewesen, die nur durch Rückerinnerung oder durch Verstellung erklärbar war, als er ungarisch sprechen hörte.

Als ich ihn zum erstenmale sah, war es mir sehr auffallend, daß er in seinen Bewegungen und Stellungen nicht linkisch oder unbeholfen war, obgleich ich das Gegentheil gehört und es daher erwartet hatte. Auch ist es sehr merkwürdig, daß er endlich ein leidenschaftlicher Tänzer wurde, wie ein Freund mich versichert hat, der ihn während der letzten zwei Jahre beobachtet hatte, und doch erfordert das Tanzen eine viel größere Kraft-Anstrengung als das Gehen, welches ihn nach seiner Angabe so sehr ermüdete. Er saß immer gerade in einer senkrechten Stellung des Leibes, und schien nicht gewöhnt zu seyn, sich rückwärts oder seitwärts anzulehnen.

Er behielt immer, aber nicht in einem übertriebenen Grade, seine »Liebe zur Ordnung und Reinlichkeit« bei, die ihn bei seinem Aufenthalte im Thurme auszeichnete, welches allerdings seiner Angabe widersprach, daß er viele Jahre in einem dunkeln Kerker zugebracht hätte, und welches vielmehr von einer langen Gewohnheit, wie auch von einer strengen Erziehung in dieser Hinsicht, herzurühren schien. Ich erfuhr aber von dem frühern Gefängnißwärter Hiltel, daß er Kaspar Hauser an Reinlichkeit und Ordnung gewöhnt hätte, und daß er früher diese Eigenschaften nicht besaß.

Ich glaubte, als ich in der Nähe von Kaspar Hauser war, daß die Unwahrheiten, die ich dann und wann in seinen Aeußerungen entdeckte, durch seine früheren Verhältnisse zu erklären und einigermaßen zu entschuldigen wären, und daß die Unwahrscheinlichkeiten und Widersprüche in seiner Geschichte, theils in der Dürftigkeit seiner Wortausdrücke und Begriffe, und theils in Mißverständnissen ihren Ursprung hätten. Ich ermahnte ihn daher, sowohl schriftlich als mündlich, daß die Wahrheit eine heilige Pflicht für jedermann seye, und für Niemanden so unentbehrlich als für ihn, indem seine Erzählung noch immer so räthselhaft wäre

vielen Personen ungegründet erschiene. Als ich sein Pflegevater wurde, wußte ich nicht, daß er so wenig glaubwürdig war, wie ich nachher aus vielen Umständen schließen mußte; auch hatte er sich mir damals noch nicht in einem so unvortheilhaften Lichte gezeigt, als nachher.

Sie wissen wohl, daß ich die Absicht nicht hatte, mir ihn als eine Merkwürdigkeit abtreten zu lassen; ich erfuhr aber, daß sein damaliger Vormund ihn nicht länger bei sich zu behalten wünschte, daß die Stadt Nürnberg nicht geneigt war, die Unterstützung fortzusetzen, die sie ihm, als ihrem »Adoptiv-Sohn«, bisher gegeben hatte, und daß er, im folgenden Frühjahre, bei einem Handwerker in die Lehre gehen sollte. Ich nahm daher einen hülfsbedürftigen Jüngling in meinen Schutz, für den ich viele Freundschaft empfand, und der mir die größte Anhänglichkeit, Dankbarkeit und Gelehrigkeit immer erwiesen hatte.

Schon als ich in Ansbach war, ereignete sich ein Umstand, den ich in einem Briefe vom 24. Mai 1832 dem Lieutenant Hickel schrieb, mit der Bemerkung, daß er »einer nähern Beleuchtung zu bedürfen« schiene. Ich erzählte darüber in meinem ersten Verhör folgendes:

»Ich habe von dem Herrn Oberlieutenant Hickel erfahren, daß unter den hinterlassenen Papieren des Verstorbenen kein Tagebuch zu finden war. Der Verstorbene hatte jedoch zu mir öfters von einem Tagebuche gesprochen, worin er täglich alles eintrug, was ihm wichtig oder interessant zu seyn schien; auch hatte mir der — — allhier gesagt, daß der Verstorbene ein solches Tagebuch geführt hätte, als er in Nürnberg bei Herrn Biberbach lebte, wie ihm derselbe, oder seine Tochter, gesagt haben sollen.

Nach den Aeußerungen des Verstorbenen soll er dieses Tagebuch schon zu der Zeit, als er beim Professor Daumer war, geführt haben. In den letzten Tagen

meines Aufenthalts in Ansbach, im Monate Januar 1832, hat sich der Verstorbene selbst erboten, mir einmal etwas daraus vorzulesen; ich dankte ihm dafür, und sagte ihm, daß es mir sehr interessant wäre.

Am Nachmittage, des Tages vor meiner Abreise von Ansbach, gieng ich in das Haus des Schullehrers Meyer, um Abschied von ihm zu nehmen, und gieng zuerst in das Zimmer des Verstorbenen, wo ich sein Tagebuch zu sehen verlangte, ohne jedoch den Wunsch oder die Zeit zu haben, vieles darin zu lesen, nur um die Form, die Größe und die Umständlichkeit desselben kennen zu lernen. Der Verstorbene sagte mir: daß er es nicht thun könne, indem das Tagebuch unter vielen andern Sachen läge, und es sehr unbequem wäre, dazu zu kommen. Diese Entschuldigung schien mir eine Falschheit zu enthalten, indem man auf solche Art ein Tagebuch nicht zu halten pflegt, welches täglich gebraucht wird. Ich machte indessen dagegen keine Einwendung und gieng in's Zimmer des Herrn Meyer, der mich bis an die Stiege begleitete, nachdem ich Abschied von ihm genommen hatte. Der Verstorbene bat mich hierauf, wieder in sein Zimmer zu gehen, welches ich auch, von dem Herrn Meyer begleitet, that.

Als wir darin waren, sagte mir der Verstorbene: ich will Ihnen doch mein Tagebuch zeigen; Sie müssen mir aber vorerst versprechen, ja nichts darin zu lesen. Ich gab ihm zur Antwort: du wirst wohl glauben, daß ich ohne deine Erlaubniß gar nichts lesen werde, was du geschrieben hast. Dann machte er die Schublade eines Comodkästchens, welches in seinem Zimmer stand, auf, und hob den Zipfel eines Rocks auf, worunter dann ein dünnes, in lichtblauem Papier geheftetes Buch lag, welches er jedoch nicht aus der Schublade hervorzog. Er sagte darauf dem Herrn Meyer: dieses

Buch enthält Sachen, die für mich sind, und wovon weder der Herr Graf, noch andere etwas zu wissen brauchen. Herr Meyer sagte ihm, daß er die Sachen nicht zu sehen brauche, die er für sich selbst behielt. Seit dem Tode des Verstorbenen habe ich von dem Oberlieutenant Hickel erfahren, daß er zu Folge eines Briefs, den ich ihm oder dem verstorbenen Herrn v. Feuerbach schrieb, und in welchem ich den oben erwähnten Umstand, in Betreff des Tagebuchs, erwähnte, zu dem Verstorbenen gieng und ihm meinen Wunsch, wie auch den des Herrn v. Feuerbach, mittheilte, er solle dieses Tagebuch unverzüglich dem Herrn v. Feuerbach zuschicken, welches der Verstorbene durchaus zu thun sich weigerte und sagte, er wolle es nur mir persönlich übergeben, oder mir etwas davon vorlesen. Herr Meyer kam in's Zimmer, und als der Verstorbene darauf bestand, er wollte schlechterdings dieses Tagebuch nicht an den Herrn v. Feuerbach schicken, so sagte der Oberlieutenant Hickel, man solle es ihm mit Gewalt abnehmen, wo sodann der Verstorbene äußerte, er habe es unlängst verbrannt.

Der Oberlieutenant Hickel ließ aber sein Comodkästchen und seine andern Behältnisse sogleich in seiner und des Herrn Meyer Gegenwart durchsuchen, und da kein Tagebuch gefunden wurde, fragte Herr Meyer den Verstorbenen, wo er das Tagebuch aufbewahrt hätte, und der Verstorbene zeigte ihm hierauf eine Schublade, wo, wie ich es verstanden habe, es hinter einem Brete gelegen haben soll.«

Sie werden vermuthlich sich noch erinnern, daß ich in Ansbach mit vieler Zuversicht eine baldige Entdeckung der Geschichte von Kaspar Hauser erwartete, weil Umstände, die ich damals nicht erzählen durfte, mir den Glauben beigebracht hatten, daß die Lokalitäten seines früheren Aufent-

halts genau bekannt wären, und daß man an Ort und Stelle nicht fehlen könnte, die betheiligten Personen auszufinden. Diese Umstände sind in einem Briefe angegeben, den ich im vorigen Monate an den Oberlieutenant Hickel schrieb und der Bericht, den ich am 23. Mai 1832 über seine Untersuchungen in Ungarn von ihm erhielt, mußte nothwendiger Weise nicht nur meine Hoffnungen vereiteln, sondern auch das Vertrauen erschüttern, welches ich früher in die Wahrheit der Geschichte gesetzt hatte. Es wäre überflüssig, wie auch gar zu weitläufig, hier die verschiedenen Momente durchzugehen, die schon vor anderthalb Jahren mir sehr unrichtig erschienen, und die ich in dem eben erwähnten Briefe an den Oberlieutenant Hickel angeführt habe. Die Ueberzeugung, welche ich allmählig gewann, daß die Geschichte von Kaspar Hauser nicht so war oder seyn konnte, wie sie erzählt wurde, bekam neue Kraft und Festigkeit durch die »Betrachtnngen«, welche der erfahrene sehr einsichtsvolle Herr Polizei-Rath Merker zu Berlin im vorigen Jahre drucken ließ, und die ich als ein wahres Muster einer richtigen Logik, einer scharfsinnigen Prüfung und einer klaren Darstellung, wie auch als eine ganz gründliche Widerlegung der Feuerbach'schen Behauptungen, schätzen muß. Die Ansichten des Präsidenten von Feuerbach scheinen sehr wenig Zutrauen in England gefunden zu haben, wo im vorigen Jahre eine Uebersetzung seiner Schrift erschien, und wo die meisten Leser fragten: »wie viel davon darf man glauben?« Er hat überdies mehrere höchst wichtige Momente verschwiegen, welche die ersten polizeilichen Akten enthalten müssen, und wovon ich mich sehr deutlich erinnere, einige darin gelesen zu haben; deßwegen ist seine Schrift keineswegs als eine »aktenmäßige Darstellung« zu betrachten. Steht es nicht in den Akten, daß Kaspar Hauser in seinem ersten Verhöre seinen Namen und sein Alter angab, wie auch, daß er »katholisch« wäre, und daß der

Beamte, der ihn vernommen hatte, am Schlusse des Protokolls bemerkte, daß er »versteckt, verstellt und hinterlistig« wäre? Habe ich nicht selbst darin gelesen, obwohl mir die ersten polizeilichen Akten nur auf kurze Zeit und nicht wie die übrigen, die ich länger behalten durfte, mitgetheilt wurden, daß Kaspar Hauser mit seinem ersten Bekannten in Nürnberg, dem Schuhmachermeister W., und auch mit einem Bedienten des Rittmeisters sprach, und daß er in der Wachtstube auf die Frage: woher er käme, zur Antwort gab, »das darf ich nicht sagen?« Schon in Ansbach sprach ich mit dem Appellationsrath Schumann darüber, welcher Referent in dieser Angelegenheit war. Anstatt zu warten, bis der Schuhmacher zu ihm kam, wie Kaspar Hauser erzählte, gieng er selbst, und zwar mit »starken Schritten«, einen steilen Abhang hinunter, auf ihn zu. Kaspar Hauser, anstatt in einem »bewußtlosen, thierähnlichen« Zustande zu seyn, als er in Nürnberg erschien, hatte, wie der ehemalige Gefängnißwärter Hiltel bemerkte, »einen mächtigen Verstand«, uud anstatt auf dem Boden mit ausgestreckten Beinen zu sitzen, war dieses niemals seine Stellung, wie Hiltel sagt. Ich könnte noch viele andere Beispiele derselben Art hier anführen.

Es ist leider nicht zu läugnen, und ich muß auch gestehen, daß den Angaben von Kaspar Hauser nicht zu trauen war; daß er sehr vieles erdichtete und entstellte, und daß er in manchen Momenten, wo nicht in seiner ganzen Geschichte, uns betrogen hat; doch bleibt immer noch die Frage, ob er im eigentlichen oder gewöhnlchen Sinne des Worts ein Betrüger zu nennen wäre, und ich hoffe, daß die Welt den unglücklichen Findling in dieser Hinsicht mit Billigkeit beurtheilen wird.

Ich habe gar keine Gründe zu glauben, daß er in Nürnberg mit der Absicht auftrat, die Rolle zu spielen, die ihm später einigermaßen eingegeben wurde, und worin

er sich, zur Verwunderung der Welt und zur vollkommenen Ueberzeugung vieler sehr geistreichen Personen, so geschickt zu benehmen wußte.

Es fehlte wenig daran, daß der damalige Rittmeister, jetzt Major von W., den ich persönlich kenne, und der mir sehr freundlich und gutmüthig zu seyn scheint, den armen Jüngling zu sich genommen hätte, und, wenn dieß der Fall gewesen wäre, so würde die Welt, aller Wahrscheinlichkeit nach, niemals den Namen von Kaspar Hauser gehört haben. Auch ist es wohl möglich, daß er immer ganz unbekannt geblieben wäre, wenn man ihn nur abgewiesen, und ihm dadurch erlaubt hätte, sein Glück anderswo zu suchen. Doch bei dieser, wie bei mancher anderen Gelegenheit, hiengen von kleinen geringfügigen Umständen wichtige, sich sehr erstreckende Resultate ab. Der Rittmeister hatte nämlich eine Lustparthie mit zwei Freunden gemacht, wovon einer bei der Polizei angestellt war, und dieser wurde von ihm gebeten, Kaspar Hauser dorthin zu bringen.

Als er in die Wachtstube kam, fieng eine neue Epoche für ihn an, die ihm vielleicht sehr bedenklich zu seyn schien, und ein Polizei-Soldat, der ihn dort sah, erzählte, daß er nachher ängstlich wurde, fortgehen wollte, und öfters sagte »ham reisen«. Auch blieb seine Lage, als er im Thurme eingesperrt war, noch immer mißlich, bis ihm, nach vielen Fragen, Winke gegeben, und ihm dadurch eine Geschichte in den Mund gelegt wurde, die Mitleid sowohl, als Aufsehen erregen mußte, die ihm bei der Gutmüthigkeit der Nürnberger Hülfe verschaffen mußte, und die für die Neugierde und Leichtgläubigkeit, welche überall zu finden sind, sehr anziehend war. Immer mehr und mehr kam er in die Rolle hinein, welche man in ihn gelegt hatte, und je länger er sie spielte, je schwieriger muß es ihm gewesen seyn, sich wieder von ihr los zu machen, bis er endlich Lust daran fand, und wie der Professor Daumer (in einem Aufsatze

in der allgemeinen Zeitung vom 6ten v. M.) sagt, ihm »Lüge und Verstellung zur andern Natur wurden.«

Seine Eitelkeit, die in seiner ganz sonderbaren Lage unvermeidlich und daher ihm verzeihlich war, sein unseliger Hang, immer Aufsehen erregen zu wollen, die Nothwendigkeit, worin er zu seyn glaubte, seine Rolle fortzuspielen und auch ferner zu behaupten, müssen bei der moralischen so wie auch bei der psychologischen Beurtheilung seines Charakters, in Erwägung gebracht werden. Doch bleibt seine berühmte Geschichte, die auch in der Nachwelt fortleben wird, immer unheilbringend für seine Mitmenschen, und immer wird sie Mißtrauen erregen, auch gegen viele, die es nicht verdienen und unschuldig sind, wenn sie auch nicht ganz unverdächtig erscheinen. Eine unbillige Beurtheilung und daher eine gefühllose Behandlung wird zu oft das traurige Loos von vielen seyn, die sonst, und wenn diese merkwürdige, warnende, unglückliche Geschichte uubekannt geblieben wäre, Nachsicht und Menschenliebe empfunden hätten.

Ich wußte wohl, daß der Hauptfehler seines Charakters, sein gänzlicher Mangel an Wahrheitsliebe, Ihrem, mir schon längst bekannten, Scharfsinne nicht entgehen würde, und daß Sie sich eifrigst bestreben würden, ihn so viel als möglich auf bessere Wege zu bringen. Um Ihre Bestrebungen darin zu befördern, und ihn moralisch zu bilden, und um einen Hang zu vermindern, der sich nicht vertilgen ließ, und der ihn zu vielen Verstellungen verleitet hatte, hielt ich es für sehr rathsam, daß er in der »natürlichen und christlichen Sittenlehre« Unterricht erhielte, nnd ich kann gar nicht begreifen, wie der Herr Pfarrer Fuhrmann auf den Einfall kam (wie er S. 51 seiner Schrift meldet), Kaspar Hauser einen theologischen Unterricht zu ertheilen, welcher für ihn zwecklos und nutzlos seyn mußte.

Der Studien-Plan, den Sie schon Anfangs für ihn

entworfen hatten, war ganz zweckmäßig, und hatte meinen vollen Beifall. Zu diesem Plane gehörte die biblische Geschichte, und der Präsident von Feuerbach theilte meine Ansicht, daß Kaspar Hauser nur einen allgemeinen, nicht einen speziellen, Religions-Unterricht erhalten und zu keiner besondern Confession sich bekennen sollte, indem man gar nicht wußte, wer er wäre, woher er käme, was die Religion seiner Eltern oder Angehörigen sey, und man durch die Schriften, die er mit sich nach Nürnberg brachte, vermuthen konnte, daß er katholisch war. Es schien daher unschicklich zu seyn, ihn in eine Kirche einzuführen, bei welcher er etwa nicht verbleiben würde. Wollte man aber Eine auserwählen, so wäre vielleicht die katholische für ihn die passendste gewesen, indem sie die Verbindlichkeit der Beichte mit sich bringt. Man ließ ihn aber protestantisch confirmiren, was ich nur durch einen Brief von ihm, sehr kurze Zeit bevor die feierliche Handlung vorging, erfuhr.

Der Präsident von Feuerbach äußerte mir den Wunsch, daß ich seine Schrift, wovon ich viele Exemplare bestellt hatte, nicht an Kaspar Hauser mittheilen möchte, weil sie seine Eitelkeit noch vermehren würde. Ich hatte ohnehin keineswegs die Absicht es zu thun, und sagte Kaspar Hauser, daß er die Schrift nicht lesen sollte, indem sie nichts Neues für ihn enthielt, wohl aber eine sehr lebhafte Schilderung seines frühern Unglücks, die ihn betrüben würde. Nach meiner Abreise erfuhr ich von ihm, daß der Präsident von Feuerbach ihm seine Schrift selbst geschenkt hätte, und neulich hat man mir erzählt, daß Kaspar Hauser in einer öffentlichen Gesellschaft in Ansbach davon sprach, und sagte, daß viele Sachen darin seyen, von denen er gar nichts wüßte.

Unter andern Verbindlichkeiten, die ich als sein Pflegvater gegen die Stadt Nürnberg übernahm, war diese,

»alle diejenigen Maßregeln zu ergreifen, die zur persönlichen Sicherheit desselben erforderlich sind.« Die strengsten Maßregeln wurden zu diesem Zwecke von mir angeordnet, und von Ihnen ausgeführt, und wenn er ein mir anvertrauter Staatsgefangener gewesen wäre, so hätte ich doch nicht mit mehr Aengstlichkeit für ihn sorgen und mit mehr Behutsamkeit alles einrichten können, um ihn gegen jede Gefahr von Außen zu sichern, wie auch zu verhindern, daß irgend jemand bei ihm Einlaß bekommen möchte, der nicht ganz unverdächtig war und als solcher sich ausweisen konnte. In einer Unterredung, die ich darüber mit dem Präsidenten von Feuerbach hatte, sagte er mir, »mehr können Sie nicht für ihn thun, wenn Sie ihn nicht einsperren lassen.« Als er in Ihre häusliche Pflege kam, wurde er unter die unmittelbare Aufsicht meines Freundes, des Gendarmerie-Oberlieutenants Hickel, gestellt, der in dem Cadettenhause zu München sehr viele Erfahrung und Geschicklichkeit, im Fache der Erziehung, sich erworben hatte, und vermöge einer genauen Kenntniß seines Herzens und seines Verstandes hatte ich eine sehr günstige Meinung von ihm gefaßt und ihm mein Zutrauen geschenkt. Es wurde Kaspar Hauser ausdrücklich verboten jemals, sogar in den Straßen, ohne Begleitung auszugehen, und in seinen Frei-Stunden, bekam er als Begleiter einen durch den Muth ausgezeichneten Soldaten, der im Dienste des Oberlieutenants Hickel stund. Hätte man diese Verordnung immerfort befolgt, so wäre seine Verwundung, es sey durch seine eigene oder durch eine fremde Hand, unmöglich gewesen. Als man ihn aber der Aufsicht in den Straßen entledigte, so konnte man ihn nicht verhindern weiter, oder an abgelegene Oerter zu gehen. Nach meiner Abreise und während einer Abwesenheit des Oberlieutenants Hickel, der eine Dienstreise machen mußte, hat Kaspar Hauser, der früher sehr ängstlich und besorgt für seine eigene Sicherheit zu seyn

schien, diese Gelegenheit benützt, um durch den Präsidenten von Feuerbach dieses Verbot aufheben zu lassen, und er bekam von ihm die Erlaubniß, allein in den Straßen zu gehen, aber nicht außerhalb der Stadt, und also nicht in den Hofgarten. Dieß geschah ohne mein Wollen, wie auch ohne mein Wissen, und erst nach dem Tode von Kaspar Hauser habe ich diese Umstände erfahren. Bei dieser, wie bei manch' anderer Gelegenheit, hat der Präsident von Feuerbach sich eine Gewalt angemaßt, die ihm keineswegs anvertraut war, und die, nebst der damit verbundenen Verantwortlichkeit, mir allein angehörte. Ich war also, wie Sie wohl denken werden, bei der Nachricht eben so erstaunt als erschüttert, daß mein Pflegsohn, den ich in der sichersten Verwahrung zu seyn glaubte, verwundet wurde. Ich enthalte mich aber jetzt irgend etwas über das unglückliche Ende seines kurzen Lebens beizufügen, und behalte mir vor, Ihnen, zu einer geeigneten Zeit, noch ausführlich darüber zu schreiben.

Bayerische StaatsBibliothek
Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Stanhope, Philip Henry,

Materialien zur Geschichte Kaspar Hausers

Heidelberg 1835

Bamberg, Staatsbibliothek -- MvO.Bg.o.144#3
urn:nbn:de:bvb:12-bsb11746199-8